ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 3 • MÄRZ 1967 • PREIS MDN 1,–

Sie wurde nur die Schachkompanie genannt, die achte Kompanie. Alles spielte, vom Kompaniechef bis zum letzten Soldaten. Man spielte regelmäßig um den Schachmeister in der Kompanie, und die Freizeit war zwar etwas einseitig; dennoch kulturvoll ausgefüllt. Der Politstellvertreter des Regiments war zufrieden. und alles war eigentlich in Ordnung. Bis zu dem Zeitpunkt, da einige Enthusiasten das Schachbrett sogar mit zum Mittagessen nahmen und nicht nur in der Freizeit, sondern unbeobachtet in der Dienstzeit ihrem Sport frönten.
Die Gruppe des Unteroffiziers Müller wurde zum Waffenreinigen befohlen. Der Gruppenführer, zur Zeit Schachmeister der Kompanie, hatte die Aufgabe, sich vorzubereiten, um in der Nachbarkompanie den Vortrag: „Schach im Wandel der Zeiten" zu halten. Die Gefreiten Maier und Lehmann fühlten sich unbeaufsichtigt.
Die Waffen wurden empfangen, man zerlegte die MPi und holte im gleichen Augenblick ein kleines Reiseschachspiel aus der Tasche, um die Figuren zu setzen.
Man entölte den Lauf und stellte die Dame von d-2 auf d-4.
Kurz und gut, nach 26 Zügen war zwar der Lauf noch nicht eingeölt; doch um Schwarz stand es bitter.
Da geschah es! Zwei Dinge waren daran schuld. Einmal hatte der Gefreite Posner, der sie rechtzeitig warnen sollte, nicht aufgepaßt, weil er kiebitzte und ebenfalls grübelte, wie Schwarz noch zu retten sei, und zum anderen bedurfte der Kampf der beiden Soldaten ihrer vollsten Konzentration. Es war passiert! Der Kompaniechef stand vor ihnen, und das Donnerwetter entlud sich.
„Sie also, nein, so etwas ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen! Während der Dienstzeit Schachspielen! Was denken Sie sich überhaupt! An der Pflege der Waffen erkennt man den Charakter des Soldaten!"
„Jawohl!" stammelten die ertappten Sünder. Dem Blick des Kompaniechefs war nicht auszuweichen.
„Und dann, Gefreiter Lehmann, will ich Ihnen mal noch etwas sagen: Wenn Sie schon die Dame von d-8 auf d-4 setzen, müssen Sie vorher die kleine Rochade durchführen, um nicht in zwei Zügen matt zu sein! – Begriffen?"

Hauptmann Steuer



Vignette: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Solidaritätsbeitrag

In unserem VEB Röhrenwerk Mühlhausen arbeiten seit einiger Zeit zwanzig junge vietnamesische Genossen. Die Angehörigen des Betriebes betrachten die schnelle und exakte Ausbildung dieser Freunde als eine Unterstützung des Befreiungskampfes des vietnamesischen Volkes.

Dieter Gülland, Mühlhausen

Heizt noch einmal tüchtig ein

In einem Buch tauchte häufig die Bezeichnung Nachbrenner auf. Was ist das? Frank Willer, Plauen

Ein System von Einspritzdüsen in einem Strahlflugzeug, das hinter der Turbine im Schubrohr angeordnet ist. In die Verbrennungsgase, welche aus der Turbine heraustreten, wird noch einmal Treibstoff eingespritzt und verbrannt. Dadurch werden diese Gase wiederum erhitzt, bekommen größere Ausströmgeschwindigkeit und vergrößern den Schub des Triebwerkes.

Spendabel

Aus der „AR" kann man viel Nützliches entnehmen. Ich würde sogar 2,– MDN für jedes Heft ausgeben.

Unteroffizier Hingst, Zeithain

Offizier und Ingenieur

Ist es möglich, an einer Offiziersschule eine Ingenieurausbildung zu erhalten?

Thomas Niebgall, Dresden

Z.B. auf der Schule der Landstreitkräfte kann gleichzeitig die Qualifikation eines Ingenieurs des Funk- bzw. des Fernmeldebetriebsdienstes (im Nachrichtenzweig) und eines Ingenieurs für Kfz-Instandsetzung (im Kfz-Wesen), auf der der Volksmarine die eines Ingenieurs für Nachrichtentechnik und eines Schiffsingenieurs und auf der der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung die eines Flugzeugführer-Ingenieurs erworben werden.

Auch Mutti freut sich

Mein Sohn ist jetzt bei der NVA als Unteroffiziersschüler. Ich freute mich besonders, als ich in der „AR" las, daß jetzt jeder Soldat ein einheitliches Sportzeug erhält. Ich bin selbst bei den Altersturnern in der DHfK.

Dorle Jakob, Leipzig



Ehefrauen nicht vergessen

Mein Mann und ich lesen jeden Monat sehr gewissenhaft die AR, aber mit etwas Enttäuschung legen wir sie weg. Wo steht etwas über die Frauen der Wehrpflichtigen? Nicht nur Verliebte oder Verlobte haben Liebesgeschichten, es gibt so viele Probleme, die in den 1½ Jahren anfallen.

Helga Barnert, Leipzig

Was hätten Sie denn gerne?

Schulbuch „AR"

Schon lange lese ich Dein Magazin. Es gibt mir vor allem viel Anschauungsmaterial für meine Schüler.

Heidi Hocke, Halle-West

Kamen nie zum Einsatz

Ist es Ihnen möglich, etwas über die beiden Flugzeugträger der faschistischen Kriegsmarine zu schreiben?

E. Emmer, Berlin

Die „Graf Zeppelin" und die „Peter Strasser" (ihr Bau wurde später abgebrochen) wurden in Kiel hergestellt. Der erste Träger lief am 8. 12. 1938 vom Stapel. (Wasserverdrängung: maximal 32 600 ts; Maschinenleistung: 200 000 PS; Länge: 263 m; geplante Besatzung: 1760 Mann.) Wie in anderen Dingen, so hatte auch bei diesem Bau die faschistische Regierung ihre Kräfte überschätzt. Für die Träger waren keine passenden Flugzeuge vorhanden. Dazu kamen noch Zwistigkeiten in der faschistischen Führung über den Einsatz der Schiffe, so daß diese nie fertiggestellt wurden.



Können nicht auf die Pauke hauen

Wir möchten in unserer Freizeit gern Musik machen. Unsere Tanzkapelle besitzt zwar einige Instrumente, doch fehlt uns noch das Schlagzeug.

Soldat Seidel, Wurzbach

Typenblätter

der AR suchen Jürgen Riemer, 50 Erfurt, Saalestr. 3 (Flugzeugtypen ab 1961); Hubert Wollin, 50 Erfurt, Pförtchenstr. 5 (1956–1965); Heinz Gerber, 6806 Unterwellenborn, LWH des VEB „Maxhütte" (Handfeuerwaf-

fen des zweiten Weltkrieges); Heinz Bradtke, 1231 Bugk (1962 und 1963).

Will „Sani" werden

Zur Zeit erlerne ich den Beruf eines Krankenpflegers. Mein Wunsch ist es, in den medizinischen Diensten der Armee zu dienen. Was gibt es dabei für Möglichkeiten?

Wolfgang Glasch, Wermsdorf

Sanitätsunteroffiziere werden auf Lehrgängen ausgebildet und müssen sich auf mindestens drei Jahre Dienstzeit verpflichten. Ihr Einsatz erfolgt in einer Einheit bzw. im Med.-Punkt eines Truppenteils. Feldschere besuchen die Offiziersschule und Truppenärzte werden an der Universität Greifswald ausgebildet.

Grenzergrüße

soll AR ausrichten an die Genossen der Grenzkompanie Ilsenburg von ihrem Feldwebel d. R. Noatzsch, Oschatz und an den Chef der 3. Grenzkompanie im Truppenteil Pake vom Gefreiten d. R. Klämichen, Leipzig.

Es bleibt dabei

Wenn ich mich zu drei Jahren Dienstzeit verpflichte, bekomme ich da Übergangsgeld oder gibt es das nicht mehr? Wolfgang Donix, Dresden

Wehrpflichtige, die die Unteroffizierslaufbahn einschlagen, erhalten bereits als Unteroffiziersschüler höhere Bezüge. Alle anderen Soldaten, die nach Ableistung des Grundwehrdienstes als Soldat auf Zeit weiterhin aktiven Wehrdienst leisten, bekommen das einmalige Ubergangsgeld von 1500,– MDN.

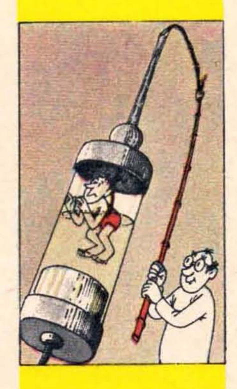
Wegweiser

Ich lese die AR schon zwei Jahre mit Begeisterung. Sie half mir auch den Weg zu finden, drei Jahre zur NVA zu gehen.

Rolf Lehmann, Magdeburg

AR-Magazine

wünschen sich Hauptmann d. R. Groß, 122 Eisenhüttenstadt, Fritz-Heckert-Straße 14 (Sondernummer zum Manöver „Moldau"); Friedhelm Riedel, 962 Werdau, Rathenaustr. 1 (Heft 1/66); Gerhard Wittnebel, 2001 Zirzow (1958 bis 1960, bietet dafür Typensammlungen aus „Jugend und Technik"); Hubert Molik, 2081 Wokuhl (7/65 und 3/66); Peter Hesse, 6821 Cordobang Nr. 6 (1960–1965).





Unteroffizier sucht Unteroffizier

Ich suche meinen Freund, den Unteroffizier Peter Martens, mit dem ich zusammen auf der Uffz.-Schule war. Liebe AR, kannst Du mir sagen, wo er sich befindet?

Unteroffizier Heilemann, Berlin

Wir können es nicht, aber vielleicht liest er diese Zeilen.

Dufte Puppen

Vorige Woche sah ich zum ersten Mal weibliche Armeeangehörige. Ich muß schon sagen, in ihren Uniformen sehen sie wirklich schick aus.

Soldat Mirrbach, Magdeburg

Gleichberechtigt

Werden die während meiner Dienstzeit erworbenen Qualifikationsnachweise auch im zivilen Sektor anerkannt?

Feldwebel Tossien, Rostock

Jawohl, die in der NVA erworbenen Zeugnisse, Berechtigungsscheine, Qualifikations- und Befähigungsnachweise entsprechen vergleichbaren Dokumenten, die von den Betrieben ausgestellt werden. Die Dokumente sind die Grundlage für den Einsatz in entsprechende Funktionen bzw. der erforderliche Nachweis für weitere Qualifizierungen.

Reservistendank

Im Namen von vier Reservisten möchte ich Oberstleutnant Malow herzlich danken. Er war so freundlich, uns seinen Wagen zur Verfügung zu stellen, damit wir unseren Zug noch erreichten.

Stabsgefreiter d. R. Arndt, Bruchmühle

Bloß nicht!

Mir wurde befohlen, ein Frauenbild aus einer Zeitung, welches an der Wand hing, abzunehmen. Ich bin nicht verheiratet und habe auch keine Freundin. Wäre dies der Fall, so würde man sich ja gar nicht getrauen, seine eigene Frau an die Wand zu hängen.

Unteroffizier Grundschok, Altwarp

Wetten, daß Ihre Frau damit auch nicht einverstanden wäre?

Man wird doch mal fragen dürfen

Und zwar, wer von den AR-Lesern eventuell Interesse hätte, an der Gestaltung unserer monatlichen Umfragen mitzuarbeiten. Sofern Sie Lust (und Ausdauer) haben, schreiben Sie uns bitte.

Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, PSF 7986

Kneift der Koch?

Unsere Einheit hat schon mehrere Male versucht, einen Verantwortlichen des Küchenpersonals zu einer Batterieversammlung einzuladen. Doch vergebens. Alle Genossen waren vollzählig erschienen, der Vertreter der Küche fehlte.

Stube 5 in der Dienststelle Weißenfels

Kein Grund zur Unruhe

Ich habe gehört, daß die Dienstzeit der Wehrpflichtigen verlängert wird. Stimmt das?

Soldat Arnold, Roggendorf

Nein. Das wird von der imperialistischen Propaganda immer wieder verbreitet, um Unsicherheit und Mißtrauen unter der Bevölkerung der DDR zu erzeugen.

Stars mit Stempel

Ich beziehe die AR im Abonnement. Leider kommt das Starpaletten-Foto oft beschädigt und mit Anschriftenstempel versehen an. Das müßte sich doch von der Post ändern lassen.

Joachim Mitzke, Lößnitz/Erzgeb.

Die Gretchenfrage

Mein Mann ist Berufssoldat. Oft kommt es vor, daß er mir von einer Dienstreise einen Kartengruß schickt. Was ist eigentlich unter dem Begriff „Dienstreise" bei der NVA zu verstehen?

I. Heinrich, Fichtenberg

Eine Dienstreise hat die Erfüllung eines Dienstauftrages außerhalb des Standortes zum Ziel.

Kommandeur spurte

Die Kollegen der Fertigmontage in der Magdeburger Werkzeugmaschinenfabrik wurden mit dem Staatstitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet. Ein Mitglied des Kollektivs, Gefreiter Michael Thalmann, der z. Z. bei der NVA seinen Ehrendienst leistet, konnte durch das Entgegenkommen seines Kommandeurs zu diesem Anlaß unter ihnen weilen. Die Kollegen freuten sich darüber und möchten auf diesem Wege dem Kommandeur dafür danken.

Leutnant d. R. Onderka, Magdeburg



Urlaub auf Befehl

Darf ein Vorgesetzter einem Soldaten auf Zeit befehlen, wann er seinen Erholungs- und Sonderurlaub zu nehmen hat?

Unterwachtmeister Henke, Torgelow

Ja, er kann es. Vorgesetzte haben den Urlaub so zu planen und zu gewähren, daß die Gefechtsbereitschaft der Einheit ständig erhalten bleibt und die Forderungen der Gefechtsausbildung gewährleistet werden. Dabei sind persönliche Wünsche, soweit es die dienstlichen Belange zulassen, zu berücksichtigen.

Die männlichen Forderungen

Im Januar-Postsack schreibt Sybille Göll etwas von Gleichberechtigung. Einverstanden – aber in der NVA gibt es nun einmal mehr männliche als weibliche Saldaten, und daher sollte der Rücktitel nur mit Stars weiblichen Geschlechts ausgestattet werden.

Feldwebel Wirrig, Dippoldiswalde

Sehnsucht eines Gedienten

Es war im D-Zug. Ich las die „AR", und ein Saldat schaute mit hinein. Bei dem Artikel über das Manöver „Moldau" ist er plötzlich hellwach. Er war Teilnehmer, und begeistert schildert er seine vielen schönen Erlebnisse. Als altem Reservisten wurde es mir da doch etwas anders ums Herz, und im stillen dachte ich: Da hätte ich auch dabei sein mögen!

Unteroffizier d. R. Richter, Merseburg

Vignetten: Klaus Arndt



Das war ein „dicker Hund"

Im Heft 1/67 habt ihr im Postsack den Lesern aber einen ganz schönen Bären aufgebunden, indem Ihr behauptet, daß Hunde bei der GST abgerichtet werden können. Sämtliche Tier-Sportarten wurden 1962 aus der GST ausgegliedert. Der Hundesport hat als Sektion Dienst- und Gebrauchshundewesen der DDR (SDG) eine selbständige Organisation.

Horst Lange, Freiberg



Leutnant Hagen fragt: Mein Zug hatte im Gefechtsschießen schlechte Ergebnisse. Mich bedrückt das. Der 1. Platz im sozialistischen Wettbewerb würde trotzdem vom Bataillon gehalten! So sagt mein Kommandeur. Was sagen Sie dazu?

Oberst Richter antwortet

Zuerst muß ich sagen: Der 1. Platz spricht für die Qualität des Bataillons – für die Soldaten, die Offiziere und natürlich auch für den Kommandeur. Vor allem deshalb, weil sich in dieser Leistung die guten Taten vieler einzelner summieren, weil, wie Sie selbst in Ihrem Brief sehr treffend sagen: „... Können, Wissen und klassenmäßige Überzeugung der Angehörigen des Bataillons an den Schießergebnissen, den Lern- und Ausbildungsergebnissen und den Solidaritätsbeweisen für Vietnam gemessen wurden ...".
Wenn ich nun noch unterstelle, daß dabei auch der Grad der Disziplin mit auf die Waagschale gelegt wurde, und daran denke, was so alles verlangt wird von unseren Genossen, dann möchte auch ich mich an diesem Alltagsheldentum mit erwärmen.
Beinahe geringfügig scheint deshalb, was Sie trotzdem bedrückt: Ein Zug, Ihr Zug hat im Schießen versagt!
Und das macht mich hellhörig.
Ihre Denkweise kommt mir nämlich bekannt vor: „... Unser Betrieb darf nicht mehr auf Kosten anderer leben ... !"
Zündete nicht damit der Funkwerker Kast, was zur Kettenreaktion in der Parteitagsdiskussion wurde: Jeder Betrieb eine selbständige ökonomische Einheit – wir wollen ebenfalls unseren Gewinn bringen!? So stärken wir die Republik!
Beinahe bin ich mir nun sicher, daß auch Sie sich angefunkt fühlen und daß Ihr „Moralischer" erst zuletzt das Kind Ihres persönlichen Ehrgeizes ist.
So erlauben Sie mir, Genosse Hagen, den Faden Ihrer sozialistischen Unduldsamkeit aufzunehmen und die militärische Bezogenheit dazu herzustellen: Gut und treffsicher schießen gehört zur Landesverteidigung, wie gut und gewinnbringend produzieren zur Volkswirtschaft gehört. In unserem sozialistischen Land, versteht sich!
Wenn also ein Zug im Schießen versagt, so erfüllt er nicht die Forderungen der Landesverteidigung!
Sie möchten für Ihren Zug nun nicht länger die Landesverteidigung von anderen sicherstellen lassen.
Das sollten Sie allerdings den Angehörigen Ihres Zuges gründlich klarmachen. Keinen darf das kalt lassen!
Das muß man überhaupt allen klarmachen. Jeder einzelne in unserer ganzen guten Armee sollte sich daran erhitzen. Denn die Verantwortung für die Landesverteidigung ist unteilbar.
So entbrennt der Wettbewerb auch immer wieder neu um erste Plätze und Erfolge.
Regimenter, Bataillone, Kompanien, Züge, Gruppen und Besatzungen sind daran beteiligt. Aber erfüllt werden muß er von jedem einzelnen!
So stärken WIR die Republik!
So möge es überall funken!

Feldwebel Mann fragt: Auf welche Vorschrift stützt sich mein Kompaniechef, wenn er befiehlt, das Werk „Grundlagen des Marxismus-Leninismus" zu kaufen?

Beinahe möchte ich annehmen, daß Sie als Gruppenführer ganz genau wissen, daß es keine derartige Dienstvorschrift gibt.
Da es sich aber um die „Grundlagen des Marxismus-Leninismus" handelt, wird er wohl auch nur befohlen haben, bestimmte Passagen zu studieren. Das kann er allerdings, und Sie wissen wahrscheinlich auch genau, warum gerade diese Passagen.
Natürlich ist Ihnen dieses Werk in der Kasernen-Bibliothek zugängig, jedoch meine ich, als gebildeter junger Gruppenführer sollten Sie sich gar nicht erst mit dem Zaunspfahl winken lassen, denn dieses Werk sollte tatsächlich zur Grundausstattung eines jeden sozialistischen Militärerziehers gehören.
Also meine Gegenfrage: Warum kaufen Sie sich die theoretische Grundlage zu Ihrer eigenen marxistisch-leninistischen Grundlage nicht selbst?

Ihr Oberst

Richter



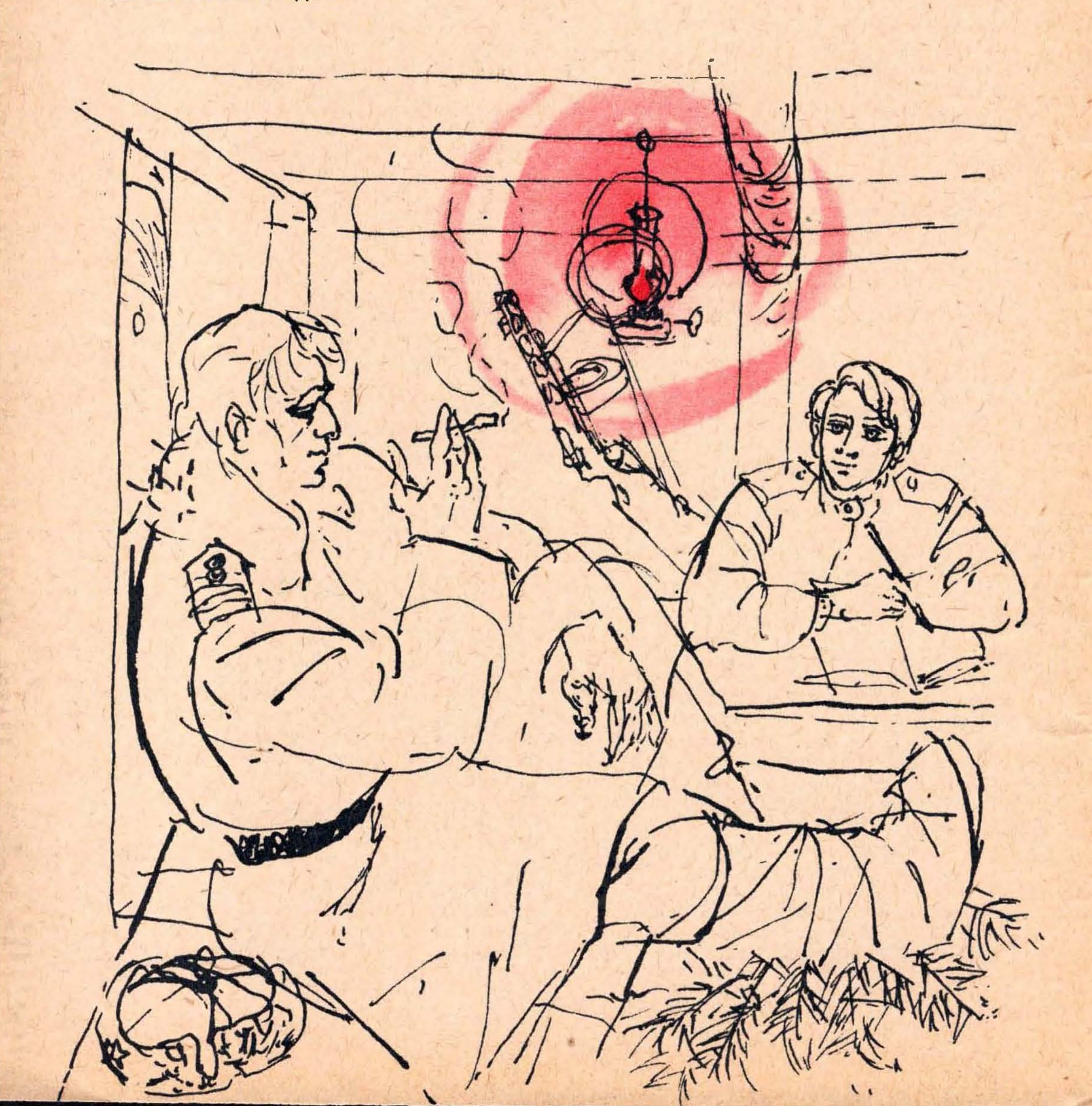
ALEXANDER BEK

„Nach Redaktionsschluß"

Der Kommissar des Talgarischen Regiments Iwan Alexejewitsch Kostromin hielt sich an die feste Regel, niemals Männer, die noch nie unter Beschuß gewesen, zu irgendwelchen rückwärtigen Diensten einzusetzen.
Eines Tages verletzte er diese Regel aber doch. Nach einer Aussprache mit Leuten der neu eingetroffenen Verstärkung, die am nächsten Morgen schon ihren ersten Gefechten entgegengingen, rief Kostromin einen der Neuankömmlinge zu sich. Es war, wie Kostromin beim ersten Gespräch erfuhr, der Komsomolze Stschuplenkow, der erst unlängst seine Reifeprüfung abgelegt hatte. Der blauäugige Bursche trat vor den Kommissar hin und präsentierte das Gewehr, bemüht, die Ehrenbezeugung möglichst exakt auszuführen; dann erstarrte er in strammer Haltung. „Na, dem haben sie allerhand eingepaukt!" dachte Kostromin.
Heute an diesem Tage paßte ihm überhaupt nichts, alles ging verquer. Der dumpf bohrende Schmerz im Bein machte ihn ganz mürbe. Kostromin hielt sich gern straff und aufrecht, er wirkte mitunter sogar ein bißchen geckenhaft in seiner Haltung und war unter den mißlichsten Bedingungen – und sei es während der unwegsamen Tauwetterperiode, sei es bei Matschwetter – darauf bedacht, stets blankgewichste Stiefel zu tragen. Und nun ... Jetzt steckte nur ein Bein im Stiefel, während das andere in dickem Verband und watteverpackt in einem zerschnittenen Schuh steckte und, schwerfällig wie ein plumper Holzklotz, ihn ständig behinderte.
Bei seiner Unterhaltung mit den neuangekommenen jungen Soldaten stützte sich Kostromin auf einen provisorisch als Krücke dienenden Stock, den man ihm nach Entfernen der Rinde aus einem knorrigen Baumast gefertigt hatte. Ich geh mal in die einzelnen Kompanien, hatte er sich gedacht. Vielleicht kann ich da auch gleich einen Schreiber ausfindig machen ... Finster blickte er Stschuplenkow an und trat mit dem verbundenen Fuß auf. Hach, krächzte er wütend in sich hinein, da muß ich doch noch zwei, drei Tage rumsitzen, grade jetzt, wo es am allerwenigsten paßt!
„Können Sie wenigstens schießen mit dem Ding da", fragte er, auf das Gewehr weisend.
„Ich habe die Schießprüfung mit Auszeichnung bestanden, Genosse Kommissar."
Kostromin sah den Burschen skeptisch an. Der stand vor ihm stramm und blickte seinem Kommissar offen ins Gesicht, wie das die Dienstordnung vorschrieb.
„Wie haben Sie Ihre Reifeprüfung bestanden?"
„Auch mit Auszeichnung, Genosse Kommissar."
Ein Musterknabe! dachte Kostromin bei sich.
„Haben Sie sich in der Schule mit den Jungen gerauft?"
Er beschloß, den Burschen, wenn dieser seine Frage verneint hätte, nicht zu nehmen. Aber Stschuplenkow erwiderte stockend:
„Das ist schon vorgekommen, mitunter ..."
„Gehört sich das etwa als Musterschüler und Komsomolze?"
Stschuplenkow blieb stumm. Auch Kostromin schwieg. Er trug die Pelzmütze leicht auf die Seite gedrückt, was zu seinem leicht mutwilligen Gesichtsausdruck gut paßte. Der Wind zauste seine blonde Haartolle, die unter der Kappe hervorlugte.
„Also folgendes, Stschuplenkow", sagte er schließlich, „Sie kommen jetzt mit mir und werden bei mir als Schreiber arbeiten."
Man sah Stschuplenkow eine gewisse Erleichterung an, sein Gesicht entspannte sich, und Kostromin schalt sich schon: „Hol's der Teufel, das war wohl voreilig von mir ... Vielleicht komm' ich auch ohne eine Schreiberseele aus?"
Aber er kam nicht ohne Hilfe aus. Vor drei Tagen waren durch einen Bombensplitter beide Schreiber verwundet worden. Und der Kommissar hatte von der Bombe auch sein Teil abgekriegt.
Zu dritt traten sie in den Splittergraben, in dem sich der Kommandopunkt befand: Kostromin, Stschuplenkow und der Politleiter Jermoljuk, der mit der Verstärkung angekommen war, ein älterer etwas schwerfälliger Brillenträger.
Sie setzten sich auf einem breiten hölzernen Podium nieder, das dicht mit Fichtenzweigen belegt war. Kostromin packte sein unbewegliches verbundenes Bein auf den Belag und setzte sein Gespräch mit dem Politleiter fort.
„Suchen Sie immer die Vorbildlichsten und stellen Sie die Besten heraus", drängte der Kommissar. „Heben Sie sie heraus und berich-

ten Sie allen über ihre guten Taten. Predigen Sie nicht nur Tapferkeit und Mut, sondern spornen Sie die Leute an mit Ihrem eigenen Mut!"
Jermoljuk lächelte verlegen. Als Neuling an der Front hatte er vorläufig nur unklare Vorstellungen davon, wie er, ein ungeschickter, kurzsichtiger Mann, die Einheit mit Mut anspornen konnte. Kostromin, der Jermoljuks Verlegenheit nur zu gut verstand, sagte weiter: „Denken Sie daran, lieber Jermoljuk; nicht der ist ein Held, der keine Furcht kennt und vorwärts stürmt, sondern der, der trotz der Angst kämpft!"
Stschuplenkow, der in ihrer Nähe stand, wurde von der Petroleumlampe kaum beleuchtet.
„Gibt es Aufnahmeanträge für die Partei?" erkundigte sich Kostromin in verändertem Ton.
Jermoljuk erwiderte, es gäbe wohl einige der Neulinge, die gern in die Partei einträten, aber sie hätten noch keine Bürgschaften.
„Übermitteln Sie ihnen", sagte Kostromin, „daß ihr morgiges Verhalten beim Angriff Bürgschaft genug sein wird. Sagen Sie das jedem persönlich und unbedingt im Beisein der anderen. Wer ist es denn? Haben Sie die Namen da?"
Er zückte Bleistift und Notizbuch. Jermoljuk zählte einige Namen auf und wandte sich dann an Stschuplenkow mit den Worten:
„Er auch ... Stschuplenkow, Du wolltest doch auch den Antrag stellen, ja?!"
„Tja ... Ich wollte schon ..."
Kostromin wandte sich nach dem jungen Soldaten um, doch dessen Züge blieben verschwommen im Halbdunkel verborgen.
Nachdem Jermoljuk gegangen war, ließ Kostro-

Illustration: Gerhard Rappus



min den neuen Schreiber am Tisch, dicht bei der Lampe, setzen. Mit ernstem Blick sah der Kommissar ihn an. Er hat gütige Augen ... dachte Kostromin unwillkürlich. Dann rückte er die Pritsche zurecht, blätterte in seinem Notizbuch und sagte:

„Verdammt nochmal? Ist da eine Menge liegen geblieben! Zuerst machen wir das Wichtigste, Stschuplenkow. Schreiben Sie: ‚Lagebericht des Informationsbüros im Talgarischen Regiment'."

Bemüht, sich bequemer hinzusetzen, packte Kostromin noch mehr Reisig unter sein verletztes Bein und lehnte sich gegen die Balkenwand des Splittergrabens. Nachdem er die Pelzmütze abgenommen und zerstreut in seinem dichten blonden Haar gewühlt hatte, begann er zu diktieren. Das Wort „diktieren" paßt hier übrigens nicht ganz, denn er hatte dem Schreiber gleich von vornherein befohlen:

„Bemühen Sie sich nicht, alles mitzuschreiben. Hauptsache, Sie verstehen, worum es geht. Machen Sie erst mal Notizen, dann überarbeiten Sie das Ganze und legen es mir vor."

Nicht ohne Eitelkeit fügte er dann noch hinzu: „Wenn ein Schreiber zu mir kommt, dann wird was aus ihm. Und zwar bringt er's mit der Zeit zum Schriftsteller!"

Im Unterstand ging das übliche Frontleben weiter. Die diensthabenden Telefonisten saßen an ihren Apparaten, der Regimentskommandeur arbeitete den Angriffsplan des nächsten Tages aus, telefonierte oder ließ die nötigen Leute rufen. Kostromin nahm an all diesen Dingen teil, er fragte flüchtig nach, erteilte Weisungen, wandte sich aber, sobald er seine Pfeife niedergelegt hatte, wieder an den Schreiber, um zur Sache zu kommen, die auch zur Vorbereitung des bevorstehenden Gefechts diente.

Kostromin hatte erst unlängst seinen 30. Geburtstag begangen. Selbst heute, da ihn das geschwollene Bein zappelig werden ließ, als habe man ihn aufgespießt, merkte man seiner Stimme, dem Glanz in seinen Augen und der Gestik an, daß er ganz in seinem Element war. Kostromin sagte oft und gern, daß die Arbeitsmethode eines Kommissars oder — wie er sich ausdrückte — die Erziehungsmethode zum Mut ein ungeschriebenes Gesetz sei. Er beherrschte diese Methode aber nicht nur, sondern war auch deren Schöpfer. Seiner Meinung nach muß ein Kommissar wie auch ein Schütze seine Waffe nicht nur meisterhaft beherrschen, sondern auch sein Können laufend vervollkommnen.

Den „Lagebericht vom Informationsbüro des Talgarischen Regiments", dessen neueste Fassung er jetzt aufsetzte, hatte er ebenfalls selbst erfunden. Genau gesagt, gab es drei eigene Erfindungen von ihm.

Da war erstens das Talgarische Regiment. In jenen Tagen gab es noch keine Ehrennamen für Einheiten der Sowjetarmee, die an die Namen im Laufe der Kämpfe von den einzelnen Einheiten eingenommener Städte erinnerten. Das Regiment, dem Kostromin als Kommissar zugeteilt worden war, besaß wie alle anderen sowjetischen Regimenter eine Nummer. Das genügte dem Kommissar nicht. Sein Regiment sollte einen Namen haben, damit die Ehre des Regiments, die Liebe zu ihm und seinen Traditionen, kurz alles, was er als Kriegskommissar gemeinsam mit den Kommandeuren geschmiedet hatte und was ihm teuer war, in einem unvergeßlichen Wort enthalten war, das einem heilig ist wie man seine Waffe hütet. Und er fand wirklich ein solches Wort: Das Regiment wurde zum Talgarischen Regiment, nach dem Namen eines Bergflüßchens, an dessen Ufer man in Obstgärten unweit von Alma-Ata das Regiment aufgestellt hatte. In allen Schriftstücken ließ er fortan die Bezeichnung „Talgarisches Regiment" schreiben, und seine Untergebenen nannte er Talgarier. Als dann erstmals eine Geheimmeldung aus der Division eintraf mit der Aufschrift „An den Kommissar des Talgarischen Regiments", freute sich Kostromin ungemein.

Seine zweite Erfindung war das „Informationsbüro". Eines Tages, als er den gewöhnlichen Tagesbericht für die Division zusammenstellte, in dem die Zahl der getöteten faschistischen Soldaten, die Anzahl der Beutestücke und die Soldaten wie Kommandeure, die sich heldenhaft und tapfer geschlagen hatten, erwähnt wurden, dachte er: Wenn man das nun so aufsetzte, daß es den Männern dann auch mitgeteilt werden kann? Die wollen doch auch gerne wissen, was sich im Laufe des Tages so bei uns im Regiment ereignet hat. Sollten nicht die Heldentaten, von denen ich berichte, am gleichen Tage auch unseren Leuten allen bekannt sein? Verdammt! Das ist doch ...

Und so war das entstanden, was er später „Lagebericht des Informationsbüros vom Talgarischen Regiment" nannte. Diese Berichte erschienen täglich, mitunter sogar zweimal am Tage, und sie gelangten auf schnellstem Wege bis vor in die Hauptkampflinie, in die einzelnen Kompanien, wo man sie laut verlas.

Und schließlich war es zu einer dritten Neuerung gekommen: Kostromin führte einen Regimentsschreiber ein. In gewissem Grade brachte es einer seiner Schreiber, Absolvent der Oberschule und aktiver Komsomolze, tatsächlich bis zum Schriftsteller. Kostromin hatte ihm folgende Arbeitsweise beigebracht: Zuerst stellte der Schreiber ein Konspekt zusammen; er schrieb nur einige Sätze ganz aus, die der Kommissar gerade in der Form notwendig hielt, wie er sie selbst gesagt hatte, dann ging er weg, um das Notierte in geschickte Form zu bringen und — nach nochmaliger Prüfung durch den Kommissar — den fertigen Bericht ins Reine zu schreiben. Mit dem ersten Schreiber ging das reibungslos und ausgezeichnet. Mit dem zweiten ebenfalls. Wie würde sich der Neue nun anlassen?

Nach einem kurzen Blick ins Notizbuch begann Kostromin zu erzählen. Für ihn war jeder Tag im Talgarischen Regiment, selbst in ruhigen Zeiten, ein Tag großartiger Taten. Teilten Politleiter, die erst unlängst in dem Regiment eingetroffen waren und den Kommissar noch wenig kannten, mit, in ihrer betreffenden Kom-

panie habe sich keiner der Genossen Soldaten hervorgetan, so sagte Kostromin gewöhnlich: „Das stimmt nicht! Denken Sie immer daran, daß es im Talgarischen Regiment keine Tage ohne Heldentaten gibt! Kommen keine Heldentaten zustande, dann vollbringen Sie selber welche!“

Für den heutigen Bericht erzählte er folgende Episode: Leutnant Burdakow hat mit seinem MG eine faschistische Transportmaschine abgeschossen, die auf dem Rückflug aus einer von sowjetischen Truppen eingekreisten Stadt den Kompaniebereich überflog. Fünf faschistische Flieger sprangen mit ihren Fallschirmen ab und verbargen sich danach im Wald. Man verfolgte und umzingelte sie, dann wurden sie zur Übergabe aufgefordert. Vier der feindlichen Piloten kamen mit erhobenen Händen aus dem Wald. Der fünfte zeigte sich nicht. Die sich ergeben hatten, sagten aus, daß es sich um einen Obersten und Träger des Eisernen Kreuzes handele. Er habe soeben erst geschworen, lieber zu sterben als vor den Russen die Waffen zu strecken. Nach einem Warnschuß gab Burdakow das Zeichen zum Durchkämmen des Waldes, doch da kam der Oberst schon mit zwei vollgepfropften Aktentaschen zwischen den Bäumen hervor. Er hatte die Hände wirklich nicht erheben können, weil er sie nicht frei hatte.

„Also schreiben Sie. Lassen Sie die Talgarier mal schmunzeln. Schade, daß sie diesen Oberst gleich in die Division weitergeschickt haben. Hätten sie ihn doch hierhergebracht, ich hätte ihn unserem Regiment gezeigt! Und alle hätten begriffen, was es heißt, einen feindlichen Flieger abzuschießen.“

Dann berichtete Kostromin, daß die dreiköpfige Bedienungsmannschaft einer Pak (hier wurden Namen und Familiennamen erwähnt) einen Hinterhalt angelegt hatte und schließlich zum Erfolg gelangte. Sie ließen einen faschistischen Panzer dicht an sich heran und setzten ihn dann mit wenigen Schüssen in Brand. Kostromin ließ den drei Soldaten einen Korb herrlicher Äpfel vom Talgarka-Ufer überreichen.

„Das kommt auch mit in den Bericht“, sagte er. „Mögen alle wissen, daß der Kommissar die Helden ausgezeichnet hat.“

„Ist schon notiert“, bemerkte Stschuplenkow rasch und hob den Kopf. Mit gezücktem Bleistift starrte er den Kommissar erwartungsvoll an.

In diesem Moment empfand Kostromin Sympathie für den jungen Burschen. Menschen, die ihm auf den Mund sahen wie dieser hier vor ihm sitzende Soldat und gespannt den Erzählungen über die Leute vom Talgarischen Regiment lauschten, waren ihm im Nu besonders vertraut.

„Weißt du, was es bedeutet, zu dritt gegen einen feindlichen Panzer zu kämpfen?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, ab es muß eine schlimme Sache sein.“

„Genau erraten“, sagte Kostromin mit einem anerkennenden Lächeln.

Nachdem er noch einige Episoden aus dem Tagesgeschehen erwähnt hatte, sagte er:

„Jetzt schreibe: ‚Nach Redaktionsschluß‘.“

Kostromin hatte eine Schwäche für diese ständige Rubrik seiner Lageberichte, denn die entscheidendsten Vorkommnisse ereigneten sich keineswegs nur nach Redaktionsschluß.

Diesmal beschloß er, unter dieser wichtigen Rubrik über die jungen Soldaten zu berichten, die um Aufnahme in die Partei gebeten hatten. Er wiederholte das, was er schon zu Jermoljuk gesagt hatte: Morgen würden sie gemeinsam mit den erfahrenen Genossen erstmals in den Kampf gehen, und morgen würden sie beweisen, wie sich Männer verhalten, die Kommunisten werden wollen. Es folgten ihre Namen, die Kostromin aus seinem Notizbuch vorlas.

Stschuplenkow war darin als Letzter vermerkt. Kostromin sah seinen Schreiber an. Der hielt den roten Kopf gesenkt; sein Bleistift zitterte in der Hand.

Der Kommissar begriff, was Stschuplenkow durchlitt, wahrscheinlich kannte er sich besser aus als der junge Soldat selbst seinen Gefühlsansturm begriff. Auch Kostromin hatte ähnliches empfunden: Er wollte sich im Kugelregen bewähren, wollte bei der Attacke der Erste sein und Heldentaten vollbringen, aber zugleich hielt die Angst ihn zurück. Und wenn damals vor dem Gefecht der Kommissar befohlen hätte: „Kommen Sie in den Stab, Sie werden Schreiber!“ so wäre er wahrscheinlich mit Erleichterung der Aufforderung gefolgt. Nun, vielleicht wäre er nicht gegangen, oder er hätte jedenfalls auf halbem Wege kehrtgemacht. Und hätte der Kommandeur gesagt . . . Wer weiß, welche Worte er, Kostromin, damals gefunden hätte, aber er wäre jedenfalls in der vordersten Front geblieben und wäre mit seinen Kameraden ins Gefecht gezogen.

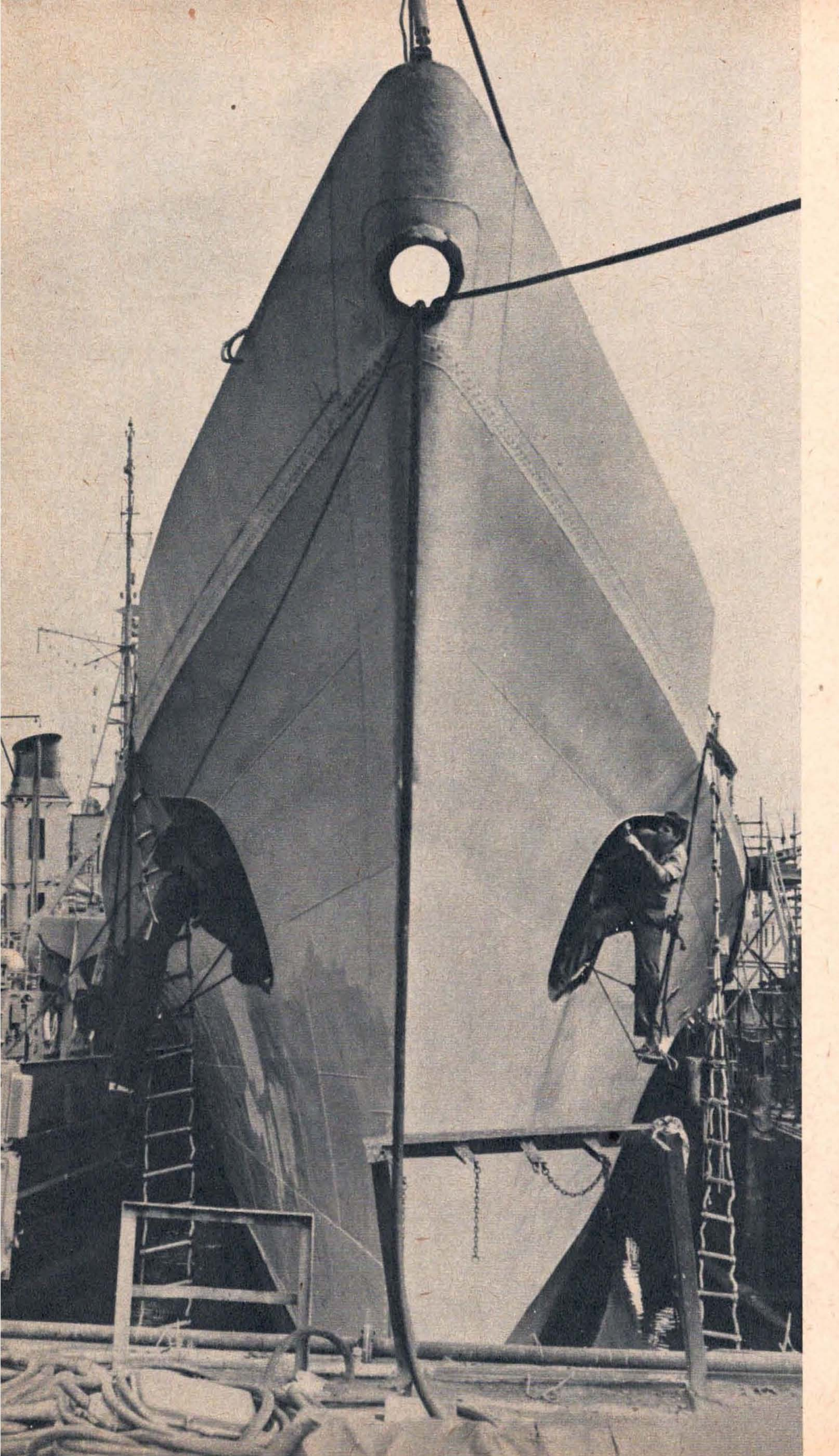
Und Stschuplenkow? Da saß er nun vor ihm, puterrot. Kostromin schien es: In diesem Augenblick, da er zögerte, als denke er über ein Komma nach, entscheide sich Stschuplenkows Schicksal, als würde gerade jetzt sich erweisen, ob aus dem Burschen ein großer Mensch oder ein kleines Licht werden solle. Er drängte ihn, den Jungen wieder zurückzugeben ins Bataillon und zum morgigen Einsatz zu schicken, wo er zum Mann reifen und seine Angst überwinden würde. Aber als sein Blick auf den unvollendeten Lagebericht fiel, unterdrückte er seine Gefühlsregung. Schließlich war der Dienst wichtiger als Sympathien. Wohl wissend, daß er grausam handelte, sagte er:

„Punkt. Das war alles.“

Er hatte Stschuplenkows Namen also nicht genannt. Beiden war klar, daß das momentan auch keinen Sinn hatte, weil der Schreiber Stschuplenkow ja nicht am Gefecht teilnehmen würde.

Drei Stunden später – Kostromin, der Verzögerungen nicht ausstehen konnte, wurde

Fortsetzung auf Seite 80



Von Bug bis Heck, der Rost muß weg!

Bild und Text:
Major Ernst Gebauer

m es vorweg zu nehmen, die Meinungen waren geteilt. Manche Matrosen auf dem Küstenschutzschiff „Friedrich Engels" empfanden die Werftliegezeit als angenehme Sache; so nach den Worten des Seemannsliedes „... einmal im Hafen zu schlafen, sagt man nicht gerne ade". Andere hätten ihren „Dampfer" lieber auf Kurs Gdynia oder Kronstadt gesehen und meinten, auch dort habe das Lied seine Gültigkeit.

Als ich an Bord ging, zerrte selbst das Schiff an den Trossen, die es an den Reparaturkai fesselten. Bei einem Blick nach achtern erkannte ich aber einen Schlepper, der im Werftbecken wendete; in seinem Schraubenwasser schlingerte unser Schiff. Die Aufbauten steckten unter Gerüsten, einzelne Teile waren demontiert. Rohre, Werkzeuge und Farbtöpfe zierten das Oberdeck. Ein heilloses Durcheinander, war mein erster Gedanke. Und ich verstand die Seeleute, die da meinten, ein Schiff in der Werft gleiche einer Frau beim Friseur; man tue gut daran, der Prozedur fernzubleiben.

So stand ich auf dem Oberdeck mit wenig Hoffnung. Was sollte ich über die Fahrensleute auf dem seeuntüchtigen Schiff berichten?

Plötzlich schrillte die Signalglocke. Die Matrosen traten auf dem Achterdeck zur Nachmittagsmusterung an. Der diensthabende Offizier wies sie kurz in die Arbeit ein, dann eilten sie zu ihren Stationen.

Was nun begann, war keine Artilleriekanonade, wenn es sich auch fast so anhörte, sondern eher

Von Bug bis Heck, der Rost muß weg!

◀
Die Maschinen und Aggregate werden durchgesehen. Hier montiert Kollege Deth, assistiert vom Matrosen Grube, im Turbinenraum eine neue Leitung.

Arbeitsschutz wird in der Werft groß geschrieben. Auch Matrose Krebs muß im Sandstrahlraum den Schutzhelm zur eigenen Sicherheit überstülpen. ▶



Landgang. Wo werden die Matrosen heute ankern? Bis dato gibt es an Bord nur drei Verlobte . . .
▼



eine Symphonie des Hammerklangs, etwa zu dem Thema „Von Bug bis Heck, der Rost muß weg!" Die Genossen klopften, kratzten und schabten. Rost und Farbe wurden entfernt, damit der neue Anstrich aufgetragen werden konnte.
Ich sprach mit Oberleutnant Süße, dem Leitenden Ingenieur (LI) des Schiffes. Nun wäre ich so recht mitten in der Problematik der Werftliegezeit, versicherte er mir. Arbeitsdienst für die Besatzung? Nein, so simpel wollte er nicht verstanden sein. Die notwendige Ausbildung ginge weiter, an der Maschine, den Artilleriewaffen, den Sperrgeräten usw. Zweimal in der Woche wäre Politschulung, auch mit Schützenwaffen hätten die Genossen geschossen. ▶

Von Bug bis Heck,



Am Bug ...

Am Anker ...



Wir machten einen Rundgang durch das Schiff. Während wir über das Oberdeck gingen, einige Farbflecke an der Uniform konnte ich nicht verhindern, erklärte mir Oberleutnant Süße: Regelmäßig aller zwei Jahre geht das Schiff in die Werft. Die Maschinen, ein großer Teil der Aggregate und Regelanlagen müssen zur mittleren Durchsicht. Das wird lange vorher mit der Werft vereinbart. Der Plan der Instandsetzung enthält 160 Positionen. Größere Maschinenteile, Waffen und Aggregate müssen ausgebaut, transportiert und repariert werden. Das schwerste Teil wiegt 13.6 Tonnen. Ferner sind darunter 650 Ventile, 308 Manometer, 800 Meter Rohrleitungen und 43 Bulleys. Hinzu kommen 4000 m^2 Farbflächen, die abzukratzen und abzuschaben, sowie zwei Tonnen Farbe, die neu aufzutragen sind.

„Wie jeder Großbetrieb leidet auch die Werft an Arbeitskräftemangel und ist an Exportaufträge gebunden", führte der LI weiter aus. „Die Genossen der Werft sahen keine Möglichkeit, unser Schiff pünktlich fertigzustellen und gleichzeitig die ordnungsgemäße Erfüllung der Exportverpflichtungen zu gewährleisten. In einer Aussprache mit der Technischen Direktion fanden wir dann eine Lösung: Matrosen, die Schlosser, Rohrleger oder ähnliche Berufe gelernt hatten, arbeiteten in den verschiedenen Abteilungen der Werft, damit Spezialisten für Arbeiten auf unserem Schiff frei wurden. Außerdem übernahmen wir die Ausbau- und Transportarbeiten, den Anstrich und die Reinigung des Schiffes, besonders in den Bilgen."

Da ich die Bilgen nicht kannte, führte mich Oberleutnant Süße hin. Das sind die untersten Räume des Schiffes, die spitz zum Kiel zulaufen. Als wir in den Turbinenraum kamen, wurden wir aus dem Gewirr der Rohrleitungen heraus gegrüßt. Im Halbdunkel sah ich zunächst nur einen Arbeitsschutzhelm. Aus dem „Keller" des Schiffes kletterte der Arbeitsgruppenleiter der Rohrleger, Kollege Deth. Mit zwei Matrosen montierte er an der Turbinenspeisewasserpumpe neue Leitungen. Er war des Lobes voll. „Mit den Jungens arbeitet sich's prima", meinte er. „Und besonders wir Rohrleger schätzen es, wenn die Bilgen sauber sind. Die Matrosen haben beim Ausbau der Pumpen gut zugepackt. Einige sind bald perfekte Rohrschlosser. Unsere Brigade wird dem Kommandanten die Besten zur Belobigung vorschlagen."

„Das beruht auf Gegenseitigkeit", wendet ein Matrose ein. „Ihr habt bis jetzt auch nicht gebummelt. Ich denke da an die Trinkwasseranlage und an eure Überstunden, damit wir bald wieder Wasser hatten."

„Werftleitung und Arbeiter tun ihr Bestes", be-

der Rost muß weg!

stätigte mir hinterher der LI. Und er erzählte mir die Angelegenheit mit dem Kessel. Bei der Reinigung eines Hauptkessels waren Risse entdeckt worden. Eine Reparatur war notwendig. Der Ausbau des Kessels hätte den Fortgang anderer Arbeiten gehemmt. Da holte die Werftleitung den Diplomingenieur Fleischer aus Leuna heran, der nach einem speziellen Schweißverfahren den Kessel reparierte, ohne ihn ausbauen zu müssen. Und damit auch wirklich keine Zeit verlorenging, arbeitete Kollege Fleischer auch an zwei arbeitsfreien Sonnabenden.

Bei unserem Rundgang durch das Schiff begleitete uns stets und ständig das Klopfen der Hämmer. Auf einmal nahm ich jedoch auch andere Töne wahr, das Geräusch einer Säge. Stolz zeigte mir Oberleutnant Süße eine weitere Eigenleistung der Besatzung. Kammern und Messen wurden von Matrosen ausgebaut. Die Werft lieferte das Material, die Stabsmatrosen Robl und Hilpert fertigten daraus Schreibtische, Tische und Schränke.

„Etwa 5000 Mark konnten auf das Konto der Volksmarine gebucht werden", sagten sie und sägten weiter; denn die Maler, auch von der Besatzung, fragten schon nach, wann sie den Pinsel schwingen dürften.

Eine Zahl war genannt worden. Welche Werte mag die Besatzung bis jetzt selbst erarbeitet haben? Darüber hatte der LI noch keine Berechnungen angestellt. Er meinte nur:

„Für uns ist es ökonomisch, wenn das Schiff so schnell wie möglich und im besten Zustand aus der Werft kommt. Ein Kriegsschiff im Hafen nutzt wenig."

Tags darauf sprach ich darüber mit Diplomingenieur Wilke, Sekretär des Werftdirektors. „Der ökonomische Wert? Bisher sieben Frachtschiffe vorfristig geliefert an die Sowjetunion. Norwegen und Westdeutschland. Darin steckt auch die Arbeit der Matrosen vom Schiff ‚Friedrich Engels'. Und von gleichem Nutzen ist es, daß ihr eigenes Schiff durch ihren vorbildlichen Einsatz zum vorgesehenen Termin seeklar sein wird."

Seit meinem Besuch sind Monate vergangen. Als ich damals von Bord ging, wußten einige Matrosen schon, daß sie dem Hafen schweren Herzens ade sagen würden, sie hatten während der Werftliegezeit ihre große Liebe gefunden. Der LI aber sagte, ihm würde es feierlich wie bei einem Stapellauf zumute sein, wenn er wieder Dampf in die Turbinen lassen könnte. So sind die Erinnerungen an die Werftliegezeit eben geteilt. Eines aber bleibt: Während dieser Zeit haben alle Genossen tüchtig zugepackt. Und darauf können sie stolz sein.



Auf der Kommandobrücke . . .



Am Achtergeschütz . . .

Am Heck . . .



HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Der Schritt ins Ungewisse

Als Alexei Leonow vor zwei Jahren, am 18. März 1965, als erster Mensch das große Abenteuer wagte und die Kabine von „Woschod 2" für 20 Minuten verließ, konnte niemand mit Sicherheit sagen, wie dieses Wagnis verlaufen würde. Nicht wenige Experten vertraten zuvor die Meinung, daß sich der Mensch in der so völlig lebensfremden Situation eines freien Fluges im All nur sehr schwer oder gar nicht zurechtfinden könne. Diese Ungewißheit überwunden zu haben, war das Verdienst und auch das eigentlich Sensationelle der großen Leistung des sowjetischen Kosmonauten. Die nachfolgenden Ausstiegsexperimente seiner amerikanischen Kollegen erbrachten ebenfalls durchaus bewundernswerte Leistungen und vertieften zahlreiche Erkenntnisse. Dennoch bleibt dem sowjetischen Experiment für alle Zeiten der Nimbus des Durchbruchs in eine neue Welt menschlichen Erlebens und physiologischen Verhaltens.
Betrachtet man die Probleme im einzelnen, die mit dem Ausstieg eines Menschen aus der schützenden Raumkabine zusammenhängen, so zeigt sich eine sehr enge Verknüpfung zwischen physikalischen und physiologischen Fakten des neu zu erschließenden Milieus und den technischen Seiten der Überwindung der an sich lebensfeindlichen Verhältnisse im freien Raum. Die Auswahl technischer Lösungen beginnt praktisch schon bei der Frage, ob der Ausstieg ohne oder mit einer speziellen Luftschleuse vor sich gehen soll. Verzichtet man auf eine solche Schleuse, wie es beispielsweise bei den amerikanischen „Gemini"-Raumkapseln der Fall war, so muß die ganze Kabine vor dem Öffnen der Ausstiegsluke zwangsläufig enthermetisiert werden. Das heißt, die Kabinenatmosphäre wird in den Weltraum abgelassen, und jedes in der Kabine verbleibende Besatzungsmitglied muß ebenso wie der aussteigende Kosmonaut während des Ausstiegsmanövers seinen Raumanzug hermetisch geschlossen halten. Erst nachdem die Luke wieder geschlossen ist, kann erneut eine Kabinenatmosphäre aufgebaut werden. Die Raumfahrer können wieder zur „Marscherleichterung" übergehen.
Wie heikel dieses Verfahren jedoch sein kann, zeigte sich bei einem der ersten „Gemini"-Flüge, als es nach Abschluß des Ausstiegsexperiments nur mit Mühe gelang, die Ausstiegsluke wieder hermetisch zu verschließen. Doch hat diese Methode den Vorteil eines minimal niedrigen technischen Aufwandes für sich.
Der Einsatz einer besonderen Ausstiegsschleuse wird sich auf jeden Fall bei größeren bemannten Raumstationen und Raumfahrzeugen als notwendig erweisen. Die gesamte Atemluft aus größeren Räumen abzulassen, wäre vor allem bei wiederholten Ausstiegen absolut unökonomisch, da jedesmal das volle Luftvolumen aus mitgeführten Vorräten ersetzt werden müßte. Dabei kann vorläufig durchaus noch offenbleiben, ob als Raumschiffatmosphäre reiner Sauerstoff mit reduziertem Druck (0,3 bis 0,4 at) oder die normale irdische Luftzusammensetzung vorgesehen ist. Die Enthermetisierung würde unter Umständen die gesamte oder wenigstens einen Teil der Besatzung dazu zwingen, während jedes Ausstiegs das Hemmnis der geschlossenen Raumanzüge auf sich zu nehmen. Zweifellos müßte darunter die sehr differenzierte Arbeitsfunktion der einzelnen Besatzungsmitglieder erheblich leiden.
Die Tendenz bei der Konstruktion großer be-

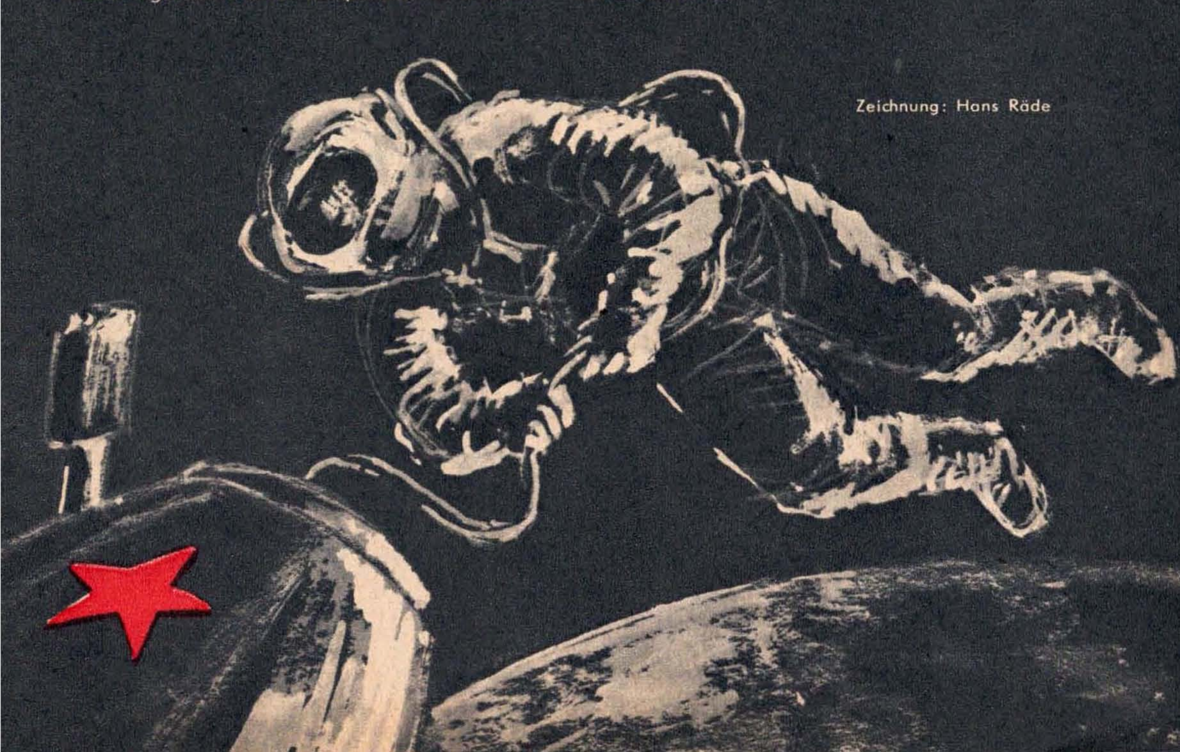


mannter Raumflugkörper geht dahin, die Besatzung in ein „Hemdsärmelmilieu" zu versetzen, um ihr den Raumaufenthalt so weit als möglich zu erleichtern. Raumanzüge sollen in Zukunft nur noch in besonderen Situationen, vor allem bei Gefahr im Inneren eines Raumschiffes oder einer Raumstation angelegt werden müssen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, war es von besonderer Bedeutung, daß die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler bereits das erste Ausstiegsexperiment mit der Erprobung einer Ausstiegsschleuse verbanden.

Für den oder die aussteigenden Raumfahrer vertritt der hermetische Raumanzug sozusagen die Raumkabine. Das heißt, er muß wie diese alle Schutzfunktionen erfüllen. Darüber hinaus muß er aber auch noch genügend elastisch bleiben, um dem darin befindlichen Menschen eine ausreichende Bewegungsfreiheit seiner Gliedmaßen zu gestatten. Beiden Forderungen gleichzeitig gerecht zu werden, ist nicht gerade leicht. Das größere Gewicht kommt dabei selbstverständlich zunächst den Schutzfunktionen zu. In dem durch ein Helmvisier hermetisch verschließbaren Raumanzug müssen Atemluftzusammensetzung und Temperatur dem Menschen zuträglich sein und dauerhaft aufrechterhalten bleiben. Letzteres macht den Anschluß an eine Klimaanlage erforderlich, die den verbrauchten Sauerstoff ersetzt, das Kohlendioxyd sowie überschüssige Feuchtigkeit und über ein Temperaturregelsystem auch die vom menschlichen Körper erzeugte Wärme abführt. Wie problematisch ein derartiges Klimasystem sein kann, zeigte sich bei einigen der Ausstiege amerikanischer Raumfahrer. Es ergaben sich Schwierigkeiten mit der Temperatur- und Feuchtigkeitsregelung, so daß einige dieser Versuche vorzeitig abgebrochen werden mußten. Die Klimaanlage befand sich dabei in der jeweiligen „Gemini"-Raumkapsel und war mit dem Anzug des Astronauten durch einen Schlauch verbunden. Leonow verwendete als erster schon ein tragbares Klimagerät, einen „Klimatornister".

Die aus mehrschichtigem, strahlungsabweisendem Material bestehenden Anzüge sind zwar im Prinzip außerordentlich flexibel. Da jedoch ein Atemluft-Innendruck gegeben sein muß, tritt zwangsläufig eine gewisse Druckversteifung des ganzen Raumanzugs ein. Diese Verhältnisse lagen im übrigen auch beim Ausstieg von Leonow vor. Die Druckversteifung erschwert natürlich die Bewegungsarbeit eines freifliegenden Raumfahrers und belastet damit auch seinen Organismus stark, der vor allem durch verstärkte Atmung und Temperatursteigerung reagiert. Um nun diesen unerwünschten Druckversteifungseffekt so niedrig wie möglich zu halten, geht man in jedem Fall auf eine druckreduzierte Anzugatmosphäre über (0,25 bis 0,4 at). Weil aber die Normalatmosphäre unter diesem Druck für den menschlichen Organismus nicht mehr zuträglich ist, muß man die reine Sauerstoffatmung einführen. Wie schon erwähnt, erwiesen sich trotz dieser Maßnahme die auftretenden Belastungen bei längerer Freiflugzeit (45 Minuten bis etwa 2 Stunden), verbunden mit einem vorgegebenen Arbeitsprogramm, offensichtlich als unzumutbar groß. Erst durch weitere technische Hilfsmaßnahmen, (Bewegungshilfen, drehmomentfreies Werkzeug usw.) wird sich eine ausreichende Besserung der Verhältnisse erzielen lassen.

Zeichnung: Hans Räde



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Sonnen-Laser

Wie die sowjetische Zeitschrift „Awijazija i Kosmonawtika" berichtet, ist ein Laser-Gerät konstruiert worden, das die Sonnenstrahlen als Energiequelle ausnutzt. Das Gerät eignet sich besonders für künstliche Satelliten, um stabile Nachrichtenverbindungen im Kosmos zu unterhalten. Dieser Laser braucht keine weiteren Energiequellen. Er besitzt außerdem einen Kristall, der keiner Kühlung bedarf.

Chemischer Laser

Als ein weiterer Lasertyp wurde von der California-Universität ein chemischer Laser vorgestellt, der seine Energie durch eine in seinem Inneren stattfindende chemische Reaktion erhält. Die Entdeckung gelang unter Verwendung von Chlorwasserstoff. Die bisher bekannten Lasertypen benötigen für die Strahlung äußere Energiequellen.

Geräuscharme Getriebe

„Kapralon" tauften Chemiker des Forschungsinstituts für Plaste in Moskau einen auf Kaprolaktam-Basis hergestellten Werkstoff. Er eignet sich ausgezeichnet für die Herstellung von Zahnrädern für die verschiedensten Maschinen und Getriebe. Sie sind siebenmal leichter als Bronzezahnräder, billiger als Metall und hochgradig schalldämmend.

Selbstheilender Draht

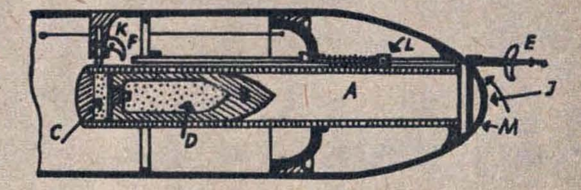
Für wichtige und komplizierte elektronische Geräte in Armee und Raumfahrt werden in den USA „selbstheilende Drähte" erprobt, die aus einer Zinnlegierung, Magnesium und Aluminium bestehen. Bei Drahtbruch bilden sich an der Bruchstelle feine Haarkristalle, die bis zu 1 mm überbrücken können und Leistungen bis zu 1 Watt übertragen.



Das schießende Torpedo

Um die Jahrhundertwende war's, als der „schießende Torpedo" von dem amerikanischen Seeoffizier Davis erfunden, gebaut und vorgeführt wurde.
Der Gefechtskopf eines gewöhnlichen Dampf-Gas-Torpedos, sonst mit etwa 150 kg Schießbaumwolle, Pikrinsäure oder Trotyl geladen, wurde durch einen Artilleriegefechtskopf ersetzt. Dieser Kopf enthielt ein etwa 1,80 m langes Geschützrohr A vom Kaliber 20,3 cm, in dem sich eine Panzersprenggranate samt Kartusche befand (Geschoßgewicht mit Ladung 151 kg, Kartuschladung 4 kg).
Der Deckel J schloß den Kopf vorn ab und verhinderte den Eintritt von Wasser in das Geschützrohr. Die Kanäle M wurden im Moment des Auftreffens geöffnet, damit das Wasser ein-, bzw. das Pulvergas ausdringen konnte. Die Abzugsstange L war an Bord noch durch den Propeller E gesichert, der sich erst während des Laufs im Wasser nach vorn schraubte und damit die Waffe entsicherte. Traf der Torpedo auf sein Ziel, so wurde die Abzugsstange L nach hinten gedrückt, wo sie den Sperrhebel F anschlug. Der wiederum gab den Schlagbolzen K frei. So wurde mit kurzer Verzögerung die Kartuschladung C gezündet, und die Granate B (mit Füllung D) konnte das Rohr verlassen, in den Unterwasserteil des Zieles eindringen und dort detonieren.
Bei den Versuchen wurden ungepanzerte Wände glatt durchschlagen, Panzerwände dagegen nur beschädigt und eingedrückt. Sinn der Sache war es, daß sich die Detonationskraft nicht allseitig ausbreiten sondern nutzbringender in eine Richtung gelenkt werden sollte, in den Unterwasserteil des Zielschiffes, um dort größtmögliche Beschädigungen hervorzurufen. Die Idee war ganz passabel, aber der Einsatz lohnte nicht die Mittel.
Von weiteren Erprobungen oder gar Gefechtseinsätzen des schießenden Torpedos ist nichts bekannt geworden.

Klaus Krummsieg



Automatische Landung

Einem britischen Düsenflugzeug gelang trotz Nebels mit Sichtweiten unter 50 m eine perfekte Landung mit dem in England konstruierten automatischen Landesystem „Smith's Triplex". Der Apparat dirigierte ohne Eingreifen des Piloten die Maschine auf die mittlere Linie der Landebahn. Der Flugzeugführer konnte die Piste erst erkennen, als die Maschine nur 6 m hoch über ihr einschwebte.

Selbstsichernde Muttern

Selbstsichernde Sechskant- und Bundmuttern aus Plaste (Polyamid) brachte die Süddeutsche Kolbenbolzenfabrik heraus. Der elastisch-eng anliegende Mutternhals macht zusätzliche Sicherungsteile gegen Abdrehen unnötig. Außerdem sind sie korrosionsfest, isolierend und um 80 Prozent leichter als metallene Muttern.

Chemisch entrostet

Als dreimal produktiver und qualitativ besser als das herkömmliche Sandstrahlen erwies sich ein Verfahren zum chemischen Entrosten von Metallteilen. Es wurde unter Leitung von Prof. Dr. Dr. Kurt Schwabe (Technische Universität Dresden) ausgearbeitet.

Universalschlitten

Sowjetische Spezialfahrzeuge, die auf Schnee, Sumpf oder Wasser fahren können, erhielten den Namen „Motonarten" (von Narta = Polarschlitten). Sie haben keine Räder, sondern umlaufende Bänder aus Gummigewebe, die mit Metalleisten (einer Art Kufen) bestückt sind. Ein Moskwitsch-Motor bringt das Fahrzeug in hohem Schnee auf eine Geschwindigkeit von 35 km/h.

M-113 mit Kanone

Die Schweizer Armee hat die Schützenpanzer M-113 – amerikanischer Herkunft – mit einer 20-mm-Kanone ausrüsten lassen. Dieses Geschütz wird von der Firma Hispano Suiza in einem stark abgeschrägten Drehturm in die SPW montiert.

Hitze-Barriere?

Ein in England entwickelter Spezialschaum erlaubt es, Schweißarbeiten an Fahrzeugen, Maschinen und Geräten auch dann durchzuführen, wenn wenige Millimeter neben der Schweißstelle sich Farbe, Holz, Glas oder andere hitzeempfindlichen Stoffe befinden. Der Schaum wird mit Wasser angerührt und auf die zu schützenden Stellen aufgetragen, wo er eine Hitzebarriere bildet.

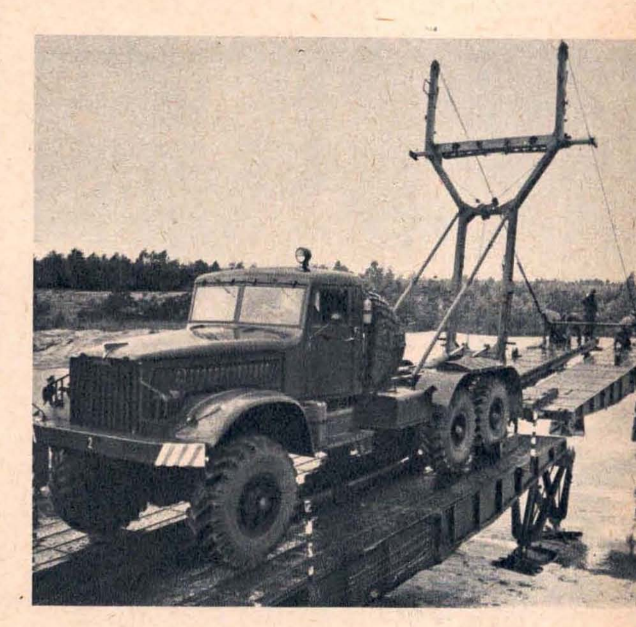
Kanonenboot

Die italienische Marine stellte einen neuen Typ eines schnellen Kanonenbootes in Dienst. Es hat eine Wasserverdrängung von nur 175 ts, drei automatische Geschütze und entwickelt eine Geschwindigkeit von 38 sm/h. Als Antrieb dienen zwei FIAT-Dieselmotore mit Turbinen vom Typ Prometeus.



Begleitbrücke TMM

Unter den Pioniergeräten, die in letzter Zeit den Einheiten der Nationalen Volksarmee zugeführt wurden, befindet sich auch die schwere Begleitbrücke TMM sowjetischer Konstruktion. Die einzelnen Brückenelemente werden von je einem LKW transportiert. An Ort und Stelle können sie direkt vom Fahrzeug aus verlegt werden. Die Brücke ermöglicht das Übersetzen schwerer Kampftechnik.



Was sich aber von den Swertruper Arbeitern jung und frisch fühlte, das drängte auf den Hof des Cäcilien-Lyzeums zu den Freiwilligenlisten. Neben blutjungen, kaum der Schule entwachsenen Burschen kamen Kumpel mit gebeugtem Rücken und eisgrauem Haar, ja selbst Invaliden, und es gab viel Verdruß, wenn offenkundig Ungeeignete mit einer Vertröstung auf später zurückgewiesen wurden.
Auf dem Hof standen die Eingetragenen Kopf an Kopf. Alle redeten und gestikulierten aufgeregt durcheinander. Von einer Bank herunter bemühte sich Grothe (junger Walzwerker, Mitglied der KPD — I. J.), Ordnung in das Chaos zu bringen. Er überlegte, wie man diesen wilden Haufen in eine militärisch geordnete Formation verwandeln könne.
„Ruhe und mal herhören!" brüllte er. „Alles, was nicht an der Waffe ausgebildet ist, auf dem hinteren Hof in zwei Gliedern antreten."
„Sollen wir denn keine Flinten kriegen?" fragten mehrere argwöhnisch.
„Gewiß, Alterchen, aber man wird euch mit Kollegen zusammenstellen, die euch Bescheid zeigen, damit ihr keine Löcher in die Luft schießt", antwortete Grothe gut gelaunt. Annähernd die Hälfte der Freiwilligen strömte nach hinten.
„Alle ehemaligen Chargierten vom Gefreiten aufwärts bis zum Generalfeldmarschall nach dem Konferenzzimmer im ersten Stock!" Wieder verschwand ein Teil.
„Artilleristen und Minenwerfer rüber zur Turnhalle, desgleichen alle Matrosen", kommandierte Grothe, dem es Spaß machte, wie eifrig man seinen Anordnungen nachkam.
„Willst du mit den Kulis eine reitende Gebirgsmarine einrichten?" fragte Ruckers (in den Kämpfen der Arbeiterklasse gestählter Bergarbeiter, Betriebsrat, zum linken Flügel der USPD gehörig — I. J.).
„Nee, aber für den Fall, daß nicht genügend Artilleristen vorhanden sind, greifen wir auf Matrosen zurück. Die wissen vom Schiff her am besten, wo bei den Kanonen vorn und hinten ist."
„Maschinengewehrschützen sammeln sich drüben in der Ecke; die Spezialisten: Pioniere, Flammenwerfer und dergleichen nach oben in die Aula. Alles übrige in zwei Gliedern antreten, aber ein bißchen marsch, marsch!"

Brennende Ruhr

„AR"-Mitarbeiterin

Ilse Jung

sprach mit Nationalpreisträger

Karl Grünberg

und Regisseur Hans-Erich Korbschmitt

anläßlich

der bevorstehenden Premiere

von Teil eins

des zweiteiligen Fernsehfilms.

So beginnt im März 1920 der organisierte Kampf der Roten Ruhrarmee in der kleinen Bergarbeiterstadt Swertrup. Die Szene auf dem Hof des Cäcilien-Lyzeums gehört zum Kernstück des Romans „Brennende Ruhr" von Karl Grünberg, der jetzt vom Deutschen Fernsehfunk verfilmt wird. Teil eins des Films wird Mitte dieses Monats anläßlich des VII. Parteitages der SED seine Bildschirm-Premiere haben.

Wer den Ort ‚Swertrup' auf der Landkarte sucht, wird es vergebens tun. Der Romanautor, der den Schauplatz seiner Handlung, das Ruhrgebiet, zur Zeit der Niederschrift seines Werkes nur sehr flüchtig kannte, hat hier seiner Phantasie freien Lauf gelassen, einer Phantasie, die sich allerdings weitgehend mit der Wirklichkeit deckte, auch im Hinblick auf den Ort Swertrup, den Grünberg selbst fast zwanzig Jahre später in der Kleinstadt Sterkrade wiederfand.

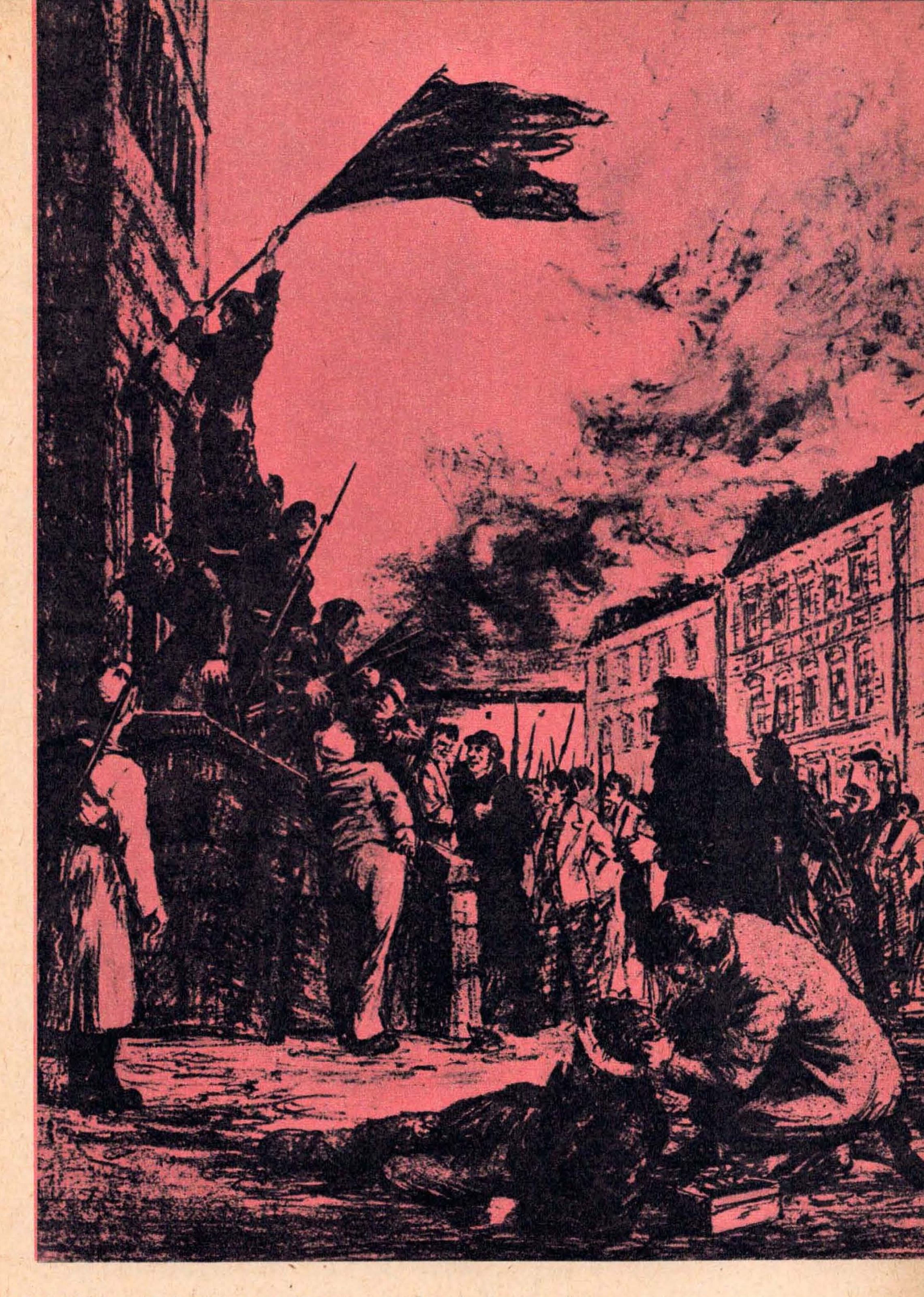
„Brennende Ruhr! Unser Roman! Unser Leben! Kameraden, nehmt und lest! Wirklich, das sind wir — WIR!" so schrieb Johannes R. Becher im Vorwort zur ersten Auflage des Romans, die 1928 erschien.

„Brennende Ruhr" war nicht nur das erste große literarische Werk Karl Grünbergs, es war der erste deutsche proletarische Roman überhaupt. Was bewog den Genossen Karl Grünberg diesen großen revolutionären Stoff anzupacken und literarisch zu gestalten?

Karl Grünberg antwortete auf unsere Frage:

„Zwei historische Tatsachen wollte ich in meinem Buch besonders sichtbar machen: erstens die gewaltige Kraft, die in der *Aktionseinheit* der Arbeiterklasse steckt, und die bei der Niederschlagung des Kapp-Putsches zum Ausdruck kam, zweitens den schmählichen Verrat der rechten SPD-Führer, die im März 1920 dem stark angeschlagenen Militarismus wieder auf die Beine halfen und damit letzten Endes dem Faschismus den Weg freigaben."

Soviel zur Vorgeschichte des Romans, der den



Klaus Weber: „Hissung der roten Fahne", aus dem Zyklus „Rote Ruhrarmee", 1955



Sukrow geht mit gesenktem Kopf über den Platz. Er achtet nicht auf das Militärfahrzeug. Plötzlich steht er davor. Er starrt den Wagen an. Eben noch hatte er nicht verstanden, weshalb Ruckers dagegen war, die Waffen niederzulegen, jetzt, wo Kapp abgedankt hatte und der Putsch niedergeschlagen war. „Ihr wollt doch jetzt nicht weitermachen?" und Ruckers hatte geantwortet: „Was denkst denn du?" Ja, was dachte er, und was würde er tun?

Kämpfern der Roten Ruhrarmee ein literarisches Denkmal setzt.
Wie aber kam es zur Bildung der Roten Ruhrarmee? Erinnern wir uns der historischen Tatsachen zu Beginn des Jahres 1920:
Die reaktionärsten Kräfte des deutschen Imperialismus bereiteten sich darauf vor, mit Waffengewalt die bürgerliche Demokratie und die Errungenschaften der Novemberrevolution zu beseitigen, die Arbeiterklasse niederzuwerfen, deren Organisation zu zerschlagen und in Deutschland eine Militärdiktatur zu errichten.
In den frühen Morgenstunden des 13. März 1920 zog die berüchtigte Marinebrigade Ehrhardt unter schwarz-weiß-roten Fahnen mit dem Hakenkreuz am Stahlhelm in die deutsche Hauptstadt ein und besetzte das Regierungsviertel. Die Regierung hatte schon vorher fluchtartig die Stadt verlassen.
An der Spitze des Putsches standen Junker und Militaristen, wie der einstige Gründer der reaktionären Deutschen Vaterlandspartei, der Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp und der Befehlshaber des Gruppenkommandos I der Reichswehr, General von Lüttwitz
Der Vorstoß der Konterrevolution löste in der gesamten deutschen Arbeiterklasse tiefe Empörung aus. Mit elementarer Wucht erhob sie sich zur Abwehr des Putsches. Millionen legten die Arbeit nieder und beantworteten den Putsch mit stürmischen Versammlungen und Demonstrationen. Am Montag dem 15. März war der Generalstreik allgemein.
Unter der Führung der Kommunisten und linker Mitglieder der USPD beschränkten sich die Arbeiter in einigen Gebieten Deutschlands nicht auf den Generalstreik, sondern nahmen gegen den Widerstand opportunistischer Führer der SPD und der USPD den bewaffneten Kampf gegen die Konterrevolution auf. In Berlin, Leipzig, im Senftenberger Revier und in weiteren Gebieten Deutschlands kam es zu bewaffneten Auseinandersetzungen der Arbeiter mit der brutal vorgehenden konterrevolutionären Soldateska. Im Mansfelder Revier hatten sich über Zehntausend Arbeiter bewaffnet und die Putschisten zum Rückzug gezwungen. Den Höhepunkt erreichte der bewaffnete Kampf der Arbeiterklasse im Ruhrgebiet.
Bereits in der Nacht vom 13. zum 14. März 1920 kam es in einzelnen Städten zu bewaffneten Zusammenstößen der Arbeiter mit Sicherheitswehr und Polizei. Generalleutnant von Watter ordnete daraufhin die militärische Besetzung des Ruhrgebietes an. Im Kampf gegen die Freikorps, die Reichswehreinheiten und die Polizei



Die Nachricht vom Putschversuch der Militaristen ist nach Swertrup gedrungen. Die Kumpel und Stahlwerker sind auf die Straße geeilt und versammeln sich auf dem Hindenburgplatz. Das Maß ihrer Geduld ist voll. Generalstreik bis zum endgültigen Sturz der Kapp-Regierung und Widerstand mit allen Mitteln, diese Parole vereint Kommunisten, USPD, christliche Gewerkschaften und Bergarbeiterunion. „Die Einigkeit ist da, Genossen!"

Die Kumpel von „Beate" hatten die Nase voll. Als sie ausfahren wollten, blieb der Förderkorb stehen, 1½ Stunden im zugigen Schacht. Die Kumpel beantworteten die Provokation der Zechenleitung mit einem Solidaritätsstreik. Brutal treibt die Polizei die Streikenden auseinander.



bildeten Kommunisten, Mitglieder der USPD, Sozialdemokraten und gewerkschaftlich organisierte Arbeiter Abteilungen der Roten Armee. Der einmütige Generalstreik und die Erfolge der Arbeiter im bewaffneten Kampf gegen die Konterrevolution führten zu einem vollständigen Zusammenbruch des Putsches.

Die Erfahrungen der KPD reichten jedoch noch nicht aus, um diesen großen Erfolg zu festigen und die Bildung einer Arbeiterregierung oder einer Art Volksregierung zu erzwingen. Die verräterische Haltung der rechten Führer der SPD und der Gewerkschaften sowie rechter Führer der USPD sprengte die Einheitsfront der Arbeiterklasse und betrog die deutschen Werktätigen um die Früchte ihres Sieges. Nachdem diese rechten Führer die Entwaffnung der Arbeiterklasse erreicht hatten, ging die Reaktion an vielen Stellen Deutschlands, vor allem im Ruhrgebiet mit blutigem Terror gegen die Arbeiterklasse vor. Reichswehr, Sicherheitspolizei und Freikorps, unter ihnen die bereits erwähnte berüchtigte Brigade Erhardt marschierten auf Befehl der Regierung gegen diejenigen, die unter Einsatz ihres Lebens die Republik vor der Militärdiktatur gerettet hatten.

●

Im Mittelpunkt des von Karl Grünberg gestalteten Geschehens steht der sozialdemokratische Chemiestudent Ernst Sukrow. Dieser Ernst Sukrow wird im Fernsehfilm von dem Schauspieler Klaus Bamberg dargestellt, der Mitglied des Ensembles der Berliner Volksbühne ist und hier seine erste große Filmrolle spielt.

„Ernst Sukrow", so berichtete uns der junge Künstler, „stammt aus einer verarmten Kleinbürgerfamilie. Seine bisherige politische Entwicklung verlief widersprüchlich. Er war Kriegsfreiwilliger, Offiziersaspirant, aber im letzten Kriegsjahr — wegen eines tätlichen Angriffs gegen einen arroganten Vorgesetzten — degradiert und zu acht Jahren Festung mit Bewährungsfrist verurteilt worden. Er versuchte sich zu ‚bewähren', indem er sich 1919 zum Freikorps meldete, dem er aber, angeekelt durch das wüste Treiben der Soldateska, wieder den Rücken kehrte. Er hatte dann weiterstudiert und gehungert, einige Bücher über den Sozialismus gelesen, vieles nicht oder nur halb verstanden, immerhin aber eine im Grunde progressive Einstellung zur Arbeiterklasse bekommen. Dieser Ernst Sukrow kommt Anfang 1920 ins Ruhrgebiet, dem Aufruf der Regierung folgend ‚Die Republik braucht Kohle'. An Ort und Stelle muß er erfahren, daß sich seine Ideale

Die Arbeiter brauchen Waffen, also macht Max Grothe Hausrevision bei der Einwohnerwehr, denn sie hat Gewehre. Nur werden solche Leute wie der geschäftstüchtige und feige Gastwirt Schapulla sie kaum richtig zu gebrauchen wissen.
Grothe: „Bleiben Sie ruhig, wir wollen nur das Gewehr!"
Schapulla: „Welches Gewehr? Ich weiß von nichts."
Grothe: „Das Gewehr Danzig vier, zwei, eins, zwei."
Schapulla: „Ach das, ja gewiß!"



nur sehr schwer verwirklichen lassen. Er will ‚Kumpel unter Kumpeln' sein. Aber er ist der harten Arbeit physisch nicht gewachsen. So ist er froh, daß die zufällige Bekanntschaft mit der Fabrikantentochter Gisela Zenk ihm ein Unterkommen im Labor des Faschnerschen Stahlwerkes ermöglicht. Dieser Arbeitsplatzwechsel bedeutet für ihn jedoch zugleich wieder den Ruck nach rechts. Dort bemüht sich der Rugard-Bund, vor allem durch das Vorstandsmitglied Gisela Zenk, den zwischen den Klassen Stehenden ganz zu gewinnen. Dieser ‚Rugard-Bund' ist eine nationalistische Geheimorganisation, ein Vorläufer der Nazipartei. Auf der anderen Seite aber stehen Sukrows neugewonnene Freunde aus der Arbeiterschaft, der alte Peter Ruckers, Hauer und Betriebsrat auf der Zeche ‚Hasdrubal I', dessen Tochter Mary und der junge kommunistische Walzwerker Max Grothe.

Der Beginn des Generalstreiks gegen den Kapp-Putsch erzwingt auch von Sukrow die Entscheidung. Als ehemaliger Offiziersaspirant wird er Bataillonskommandeur der sich bildenden Roten Ruhrarmee. Aber Uneinigkeit und Verrat schwächen Willen und Kraft der Kämpfenden. Als der Kampf, in welchem der alte Ruckers und seine Tochter Mary ermordet werden, zugunsten der Reaktion entschieden ist, geht Ernst Sukrow seiner Wege."

Dem Tode gerade noch entronnen, enttäuscht vom Verrat der SPD-Führung, beginnt Ernst Sukrow in bescheidenem Maße sein persönliches Leben neu einzurichten. So entläßt der Romanautor Karl Grünberg aus dem Geschehen einen Ernst Sukrow, der kein festes politisches Ziel hat. Das geschieht aus der Sicht des Jahres 1927, als der Roman entstand. Der Film „Brennende Ruhr" aber entsteht vier Dezennien später. Er entsteht in einem Staat, in dem die Aktionseinheit der Arbeiterklasse lange verwirklicht ist, in dem diese Arbeiterklasse, in engem Bündnis mit allen Werktätigen, die Macht ausübt. Und dieser Film entsteht zugleich angesichts eines anderen deutschen Staates, in dem am 26. November 1966 von der SPD-Führung ein neues Kapitel des Verrates eröffnet wurde. Müssen – bei allem Respekt vor der literarischen Vorlage – diese Erkenntnisse in den Film einfließen? Kann und soll der Film somit zugleich adäquat als auch zeitgemäß sein? Diese Frage stellten wir dem Regisseur Hans-Erich Korbschmitt.

„Es kann selbstverständlich nicht darum gehen, schlechthin Literatur aus dem Jahre 1927 zu verfilmen", entgegnete uns der Regisseur. „Notwendig ist vielmehr eine historische Analyse aus moderner Sicht und außerdem die Herstellung aktueller Bezüge. Wir müssen heute und hier Farbe bekennen. Nicht museale Betrachtung der Vergangenheit heißt unsere Aufgabe, sondern Vermittlung aktivierender, heute anwendbarer Auffassungen. Das hat Konsequenzen auch für die Gestaltung des Ernst Sukrow, der zwar im Mittelpunkt des Geschehens steht, aber nicht der eigentliche Held der Geschichte ist. Die Helden unseres Films sind – wie im Roman auch – die kämpfenden Kumpel. Sukrow steht zunächst am Rande des Geschehens, eben zwischen den Klassen, bis ihn die Ereignisse zur Entscheidung zwingen. Wer nicht Partei ergreift, der ist auf seiten der Reaktion, ob er will oder nicht. Das hat Ernst Sukrow begriffen, und das wird auch deutlich im Film, der vom Handlungsablauf her keinen wesentlich anderen Schluß hat als der Roman. Aber der Zuschauer weiß, daß Ernst Sukrow aus den Geschehnissen gelernt hat und daß er heute deshalb dort stehen würde, wo die Gegner der Bonner Bunkerkoalition zu finden sind. Deshalb ist uns die Gestalt des Ernst Sukrow so wichtig, weil es auf diese Sukrows, die dem linken Flügel der SPD angehören, ankommt. Sie müssen den Nazis Kiesinger und Strauß ebenso Widerstand leisten wie den ‚Sozialdemokraten' Brandt und Wehner, die zu Helfershelfern jener alten Faschisten wurden. Und dabei ist es ein Glück, für die Sukrows, daß es eine Deutsche Demokratische Republik gibt, wenn sie es auch nicht immer einsehen wollen. Hier möchte ich mich direkt an die jungen Soldaten unserer Volksarmee wenden, die diese Deutsche Demokratische Republik schützen, die den Frieden schützen, auch den Frieden der Sukrows.

‚Brennende Ruhr' ist ja nicht nur ein Stück Geschichte der Arbeiterbewegung. Es ist zugleich ein Stück Traditionsgeschichte der Armee, der Ihr angehört. Wie in den Barrikadenkämpfern des 18. März 1848 und in den Kieler Matrosen, wie in den Kampfgruppen des Hamburger Aufstandes oder in den proletarischen Hundertschaften Sachsens und Thüringens, so hat die Nationale Volksarmee auch in der Roten Ruhrarmee 1920 ihren Vorläufer. Ihr pflegt die fortschrittlichen militärischen Traditionen. Aber auch Ihr könnt und werdet es nicht mit musealer Betrachtung der Vergangenheit genug sein lassen. Ihr müßt auch bereit sein, diese geschichtlichen Errungenschaften unseres Volkes zu verteidigen, besser zu verteidigen, als dies jenen erst mitten im Kampf entstandenen Arbeiterbataillonen möglich war. Auch hier schlägt der Film ‚Brennende Ruhr' die Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart. Indem er Kampf und Niederlage der Roten Ruhrarmee schildert, lehrt er, wie wichtig es ist, rechtzeitig gerüstet zu sein und das Waffenhandwerk gut und gründlich zu lernen. Aber ‚Brennende Ruhr' schildert nicht nur die Aktionseinheit der Arbeiter und die Solidarität der Bevölkerung mit den Kämpfenden, sondern auch die ganze Brutalität des Gegners, der keine Menschlichkeit gegenüber dem Besiegten kennt und der sein Gefasel vom ‚Wir sind doch alles Deutsche' selbst Lügen straft. Ich erinnere an so erschütternde Szenen wie den letzten Kampf der Arbeiter im Dorfe Welkum oder den Tod der kleinen Hannchen Hövelmann. Auch in dieser Hinsicht scheint mir ‚Brennende Ruhr' wichtig und aktuell, gerade für Euch, die Ihr heute und hier die Grenzen unserer Republik schützt und die Ihr immer wieder den Phrasen des Gegners von ‚reiner Menschlichkeit' ausgesetzt seid."


KD

Zitzewitz nur noch ein Witz?

Bundeswehrleutnant 1967

Von Major Heinz Huth

Die gute alte, längst vergangene Zeit! Der Herr Leutnant hat sich mit klarer Zunge totgesoffen, totschießen lassen, oder aber er blinzelt – falls er nicht eines unrühmlichen, zivilen Todes gestorben ist – mit längst trüglichen Augen in goldverzierte Bücher. Nur noch auf Papier und Pergament reitet das „1. Garderegiment zu Fuß" für Deutschland. Längst treffen sich die uniformierten und kundigen Zecher auch nicht mehr anläßlich des Kaisers Geburtstag. Schließlich und endlich rühmen sich die Leutnants von heute zwischen Oder und Rhein nicht, die „Elite der Nation" zu sein.

Die mit den „reichlich vielen guten Tropfen" von den Garderegimentern taten's. Sie waren der Typ der Mittelstands-, Anstands- und anderen Damen. Adlig bis ins letzte Glied, kaisertreu bis auf die Knochen – so repräsentierten sie einen Typ. In Witzblättern nannte man sie nach zwei preußischen Junkergeschlechtern „Itzenplitz" und „Zitzewitz", und auch das sagt genug über Geist und Geburt.
Übrigens: „Haben Sie schon gehört? Zitzewitz hat seine Freundin erschossen. Ja, es ist wahr. Sie hatte sich ein Bein gebrochen." Darüber lachte man sich einst scheckig. Offenbar verstanden die Zitzewitze sich nicht nur auf Pferde. Am Pferdeverstand, den man ihnen nachsagte, muß wohl auch etwas Wahres gewesen sein.
Bei Kaiser, Gott und ihrem Vaterland – Donnerwetter! Tadellos! Wie beim Asbach Uralt war bei ihnen ein Jahrgang wie der andere, in jedem die „vielgerühmten Merkmale". Die man heute vergeblich suchen wird!
Doch der Asbach Uralt ist geblieben und wie früher. Ein doppelter Grund zur Freude! Deshalb alles mal hergehört! Mitschunkeln! Drei Vier! „Einmal am Rhein . . ."

●

Stuttgart liegt nicht am Vater Rhein, sondern am lieblichen Neckar. Ist es Rheinwein- oder Asbach-Uralt-Seligkeit oder einfach schwäbische Gemütlichkeit, gleichwohl, es hat auch hier: „Stimmung! Stimmung!"
Wer mit der schwäbschen Eisebahne gefahren kam, konnte unlängst während Arthur Millers Schauspiel „Zwischenfall in Vichy" einen Zwischenfall in Stuttgart erleben.
1942. Die Wehrmacht hat Zentral-, Nord- und Ostfrankreich okkupiert. In wenigen Wochen wird sie auch in Südfrankreich einmarschieren. „Stimmung! Stimmung!"
Vichy. Der idyllische Kurort, ist zur „Hauptstadt" des noch „unbesetzten" Südfrankreichs avanciert. Der Schattenregierung – ihre Führer Petain und Laval wurden nach dem Krieg vom französischen Volk hingerichtet – trauriges Recht ist es, die Judenjagd für die deutschen Faschisten zu organisieren. „Stimmung! Stimmung!"
Wahllos werden Menschen aufgegriffen, u. a.: Ein Elektromechaniker und Kommunist, der sich bereits auf das Ende gefaßt macht; denn Revolutionäre sind Tote auf Urlaub;
ein sechzehnjähriger Junge, der für seine Mutter zum Versatzamt gelaufen war, weil sie Lebensmittel und Arznei brauchte,
ein Aristokrat, der den rettenden Entlassungsschein einem anderen zustecken wird;
ein weißbärtiger Jude mit seiner letzten Habe, einem Federkissen, der mit dem Leben abgeschlossen hat und nur noch betet. „Stimmung. Stimmung!" grölt es. Nicht im Stück, aber während seiner Aufführung. Die Rufe kommen aus dem Parkett.
Auf der Bühne werden die Verhafteten indes einzeln in ein Untersuchungszimmer abgeführt. Unter Leitung eines deutschen Professors werden Augenabstand und Penis gemessen. „Stimmung! Stimmung!" ruft's im Parkett.
Aus dem Untersuchungszimmer führt der Weg nach Auschwitz. Keiner kehrt zu den noch Wartenden zurück, ausgenommen ein Geschäftsmann, der mit den Deutschen kollaboriert. „Stimmung! Stimmung!" ruft's aus dem Parkett.

So geschehen im Kleinen Haus des Stuttgarter Theaters. Keine Frage – das Echo aus dem Parkett war ein Skandal. Aber es gab keinen Skandal. Denn Stuttgart liegt am lieblichen Neckar, der Neckar fließt in den Vater Rhein, und am Rhein liegt Bonn.
In der Mitte des Stücks betritt auch der Leiter der Judenjagd die Bühne: ein Wehrmachtsmajor, Abgesandter der in Paris sitzenden Okkupationsmacht. Im Parkett wird er wie ein Kumpel empfangen: „Jetzt sind wir dran! Jetzt sind wir dran!"
Waren die Mitspieler im Parkett vielleicht nur Krakeeler eines lächerlichen und lächerlich kleinen Kriegervereins? ‚Na hör'n Se mal! Die



Donnerwetter – tadellos!

Ob denn der Wein auch klar und von bester Art sei, das hat hier der Herr Leutnant mit untrüglichem Auge und erfahrener Zunge festzustellen: bei der sorgsamen Auswahl der reichlich vielen, guten Tropfen „zu Kaisers Geburtstag". Keine ganz leichte Aufgabe, wenn man freundlichst bedenken will, welche kundigen Mitzecher später ihre Anerkennung oder auch ihr Mißfallen ausdrücken konnten: waren doch im ersten Garderegiment zu Fuß, dem „vornehmsten Regiment der Christenheit", zwei Dutzend Prinzen und Grafen vereint, von Baronen und Freiherren erst gar nicht zu reden.

Übrigens: Von einer Flasche Asbach Uralt ist auf unserem Bilde weit und breit nichts zu sehen. Das ist vollkommen verständlich – weiß doch jeder Kenner, daß der Asbach Uralt jahraus und jahrein von der gleichen, hervorragenden Güte ist, und daß man in jedem Glase die vielgerühmten Merkmale des Asbach Uralt wiederfindet: das sanfte Feuer, die volle Blume und den wunderbar weinigen Geschmack – wo und wann immer man ihn auch trinken mag ...:



Im Asbach Uralt ist der Geist des Weines!

Bundeswehr hat schließlich schon 500 000 Mann unter Waffen!'

In der Tat, und die „Stimmungs"macher waren einige recht Hoffnungsvolle davon, Leutnants in spe, aus einer nahen Bundeswehreinheit. Sie haben 1942 noch nicht einmal in die Windeln gesch... und riefen doch beim Auftauchen eines offenbar braunen Wehrmachtsmajors: „Jetzt sind wir dran!"

Als die Juden im Gas erstickten, waren sie noch nicht geboren. Kein Wunder, wenn sie kein persönliches Schuldgefühl empfinden. Aber erschüttert sollten sie sein und sich verpflichtet fühlen, wach zu sein, damit sich jene düsteren Zeiten nicht wiederholen. Stattdessen lassen ihre „Stimmungs"rufe vermuten, daß sie nicht sonderlich von den Greueln berührt sind, oder diese zumindest für übertrieben und aufgebauscht halten.

„Jetzt sind wir dran!" riefen sie. Nehmen wir die Auslegung, bei der sie noch am besten wegkommen: „Da wollen sie uns also wieder was am Zeug flicken. Was hat denn mit alldem die Wehrmacht zu tun, deren Soldatentum wir fortsetzen? Unser Brigadegeneral war doch damals selbst Major!" Das hieße: Nicht der schonungslose Kampf gegen Andersrassige sind ihre Tradition, aber der gegen die Kommunisten, nicht die Judenverfolgungen, aber die Okkupation. Sind sie deshalb weniger gefährlich? Sie gleichen damit auch nur jenem Major aus dem „Zwischenfall in Vichy". Den zwickte in seinem neuen Amt durchaus das schlechte Gewissen, aber er ertränkte es – da grad kein Asbach Uralt zur Hand war – in gutem französischen Cognac; er schoß sogar einmal aus Verzweiflung, nein, nicht auf den SS-Mann, sondern in die Decke. Dann regte er sich wieder ab und machte – na, dreimal dürfen Sie raten – dann machte er weiter mit. Wie damals bei den Eroberungsfeldzügen und Verheizungsschlachten auch der heutige Brigadegeneral der Bundeswehr mitmarschierte und kommandierte. Und die jungen Leutnants sind gelehrige Schüler.

Allerdings sind sie zu jung bei der Bundeswehr, als daß ihnen erst hier die Erkenntnis von der glorreichen, edlen, im Grunde unbesiegbaren usw. usw. deutschen Wehrmacht gekommen sein kann. Aber vielleicht haben sie Schulen wie das Nordseegymnasium in Büsum besucht. Rollend wie die Nordseewellen war wahrscheinlich die Stimme des Studienrats Dr. Alfred Endrigkeit, alias Allwissend, als er da sprach: „Wir haben die Juden nicht zu Seife verarbeitet." Meinte er: „Wir – die Antifaschisten?" Da kennen Sie den Endrigkeit nicht! Er wollte auch nicht sagen: „Wir – die kleinen Leute, die von allem nichts gewußt haben." Er macht keinen Unterschied zwischen den Kleinen und Großen des Dritten Reiches. Er bewies vielmehr messerscharf: „Wir haben die Juden nicht zu Seife verarbeitet; denn wer wollte behaupten, daß sie noch so fett waren!"

So entpuppt sich der Dr. Endrigkeit als Dr. Eisenbart, mit dem Unterschied, daß er die ihm Anvertrauten geistig vergiftet. Aber vielleicht ist Endrigkeit, wie es Eisenbart war, nur eine unrühmliche Ausnahme? Sicher ist: Er flog nicht aus dem Schuldienst; der Altnazi erzieht weiter frisch und frei hoffnungsvolle Neonazis.

In eben demselben Kollegium des Nordseegymnasiums aber wirkt der Studienrat Dr. Fleischhauer. Wie lustig doch ein Studienrat sein kann! Wie gern er mit den Kindern Spielerchen macht! Kam er doch in die Klasse und sagte: „Heute wollen wir mal Auschwitz spielen! Mal sehen, wer ein Kreuzchen bei seinem Namen hat!" Fehlt nur noch, daß der Fleischhauer – nomen est omen – seinen Schülern die Aufgabe stellt: „Wieviel sind 1243 vergaste Juden $\times$ $172^{1}/_{2}$ verhungerte Juden?"

Aber vielleicht ist das ganze Nordseegymnasium nur so eine Art Wanzennest, wie es sich

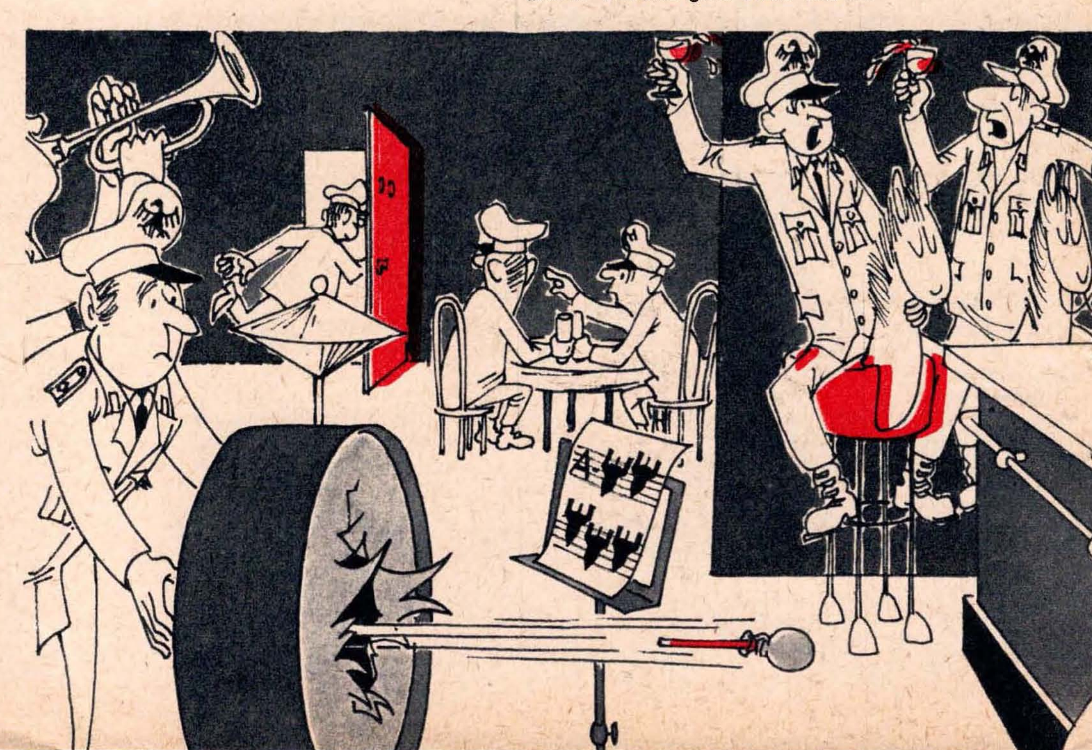
selbst einmal in dem reinsten Tempel der Humanität und Menschenliebe findet?
Fragen wir doch gleich die offiziellen Schulbücher. Fahren wir den Rhein wieder aufwärts, in den lieblichen Neckar hinein und machen wir bei Stuttgart halt, das uns durch seine Gemütlichkeit und Stimmung schon so wohlbekannt ist. Hier bewältigt auch der Klett-Verlag mit 10 000en Schulbüchern die Vergangenheit.
„Hitler befürchtete einen russischen Angriff, während noch die deutschen Truppen im Westen kämpften. Diesem Angriff wollte er zuvorkommen. Es ist bisher nicht geklärt, ob Rußland einen Angriff beabsichtigte."
Die internen Reden Hitlers, die Aussagen der in Nürnberg Gehenkten – um nur einige Dokumente zu nennen – sagen etwas ganz anderes: Es ging um die Eroberung des Ostens, wobei niemand in der politischen und militärischen Führung an einen sowjetischen Angriff glaubte. Doch bis ins gemütliche Schwabenländle ist die Kund' noch nicht gedrungen. Sollen wir's denen vom Klett-Verlag übelnehmen? Wo sie doch sooo objektiv sind: „Es ist bisher noch nicht geklärt ..."
Wenn es sich aber doch einmal klären sollte – irren ist eben menschlich.
Einen „Irrtum" wollen sie dem Hitler allerdings nicht verzeihen. Nicht den, daß er den Krieg vom Zaune gebrochen hat.
„Die Schuld an der *Niederlage* trägt Hitler. Nicht nur bei Stalingrad, sondern auch vorher und nachher machte er schwere Fehler in der militärischen Führung."
Der Tenor also lautet: Wir hätten den Krieg gewinnen können, und ständen an der Wolga oder am Ural und sprächen mit den Russen Fraktur und, und – und die Bundesrepublik ist ein friedliebender Staat, mit einer friedsamen Armee und ohne jeglichen Neonazismus!
Diese Auslassungen zur Geschichte sind eine Geschichte der Auslassungen, und der Lüge. Doch messen wir ihnen vielleicht zu viel aktuelle Bedeutung bei? Dieses Schulbuch des Klett-Verlages heißt nicht „Olle Vergangenheit", sondern „Lebendige Vergangenheit". Deshalb hat es auch einen sehr lebendigen Sinn, wenn es heißt: „... die Gebiete östlich der Oder und der Lausitzer Neiße übergaben die Russen den Polen zur Verwaltung."
Potsdamer Abkommen? Viermächtebeschluß? Nie gehört! Die Russen haben unser Land überhaupt nicht zu übergeben. Weshalb wir es auch wiederhaben müssen. Nur klüger müssen wir es anstellen. Das lehrt die „Lebendige Vergangenheit":
„Die Schuld an der Niederlage trägt Hitler. ... Vor allem aber trieb seine unsinnige Politik in den Ostgebieten die Bevölkerung schließlich zu schärfstem Widerstand." Und klüger wollen sie's anstellen; jene in der Regierung, die, wie es scheint, die „Lebendige Vergangenheit" zur Bibel ihrer Außenpolitik erkoren haben, und jene Uniformierten, die da riefen: „Jetzt sind wir dran!"

●

„An der Saale hellem Strande ..."
Es gibt zwei Flüsse dieses Namens in deutschen Landen. Die eine Saale fließt in die Elbe und

„Sieh mal, einer der die Schnauze voll hat!"

Wohl doch zu stark auf die Pauke gehauen. „Nach Ostland geht unser Ritt ..."



an ihr liegt Halle. Die andere mündet in den Main und an ihren Ufern liegt Hammelburg.

An beiden Flüssen, in beiden Städten gibt es deutsche Soldaten. In Halle kommen 84 von 100 Offizieren aus Arbeiter- und Bauernfamilien — in Hammelburg entdeckt man gerade noch 3% Arbeiter unter den Offizieren. In Halle sind 96,1 Prozent der Offiziere Mitglied einer sozialistischen Partei, der SED — in Hammelburg fühlen sich laut einer Umfrage 74 Prozent zur CDU der Millionäre hingezogen. Und wie man erfahren konnte, ist die noch rechtere unrechte NPD im Kommen. In Halle heißen die Soldaten Nationale Volksarmee — in Hammelburg Bundeswehr.

Doch stopp! Die Nationale Volksarmee ist auch in Hammelburg an der Saale. Der Reporter des „Rheinischen Merkurs" erfuhr es von einem Bundeswehrmajor nahe einer Autobahnbrücke. „Der Auftrag lautet, einen Regimentsstab der sowjetzonalen Volksarmee auszuheben."

Den großen Rahmen bildet zwar eine Aggression des Warschauer Vertrages, sagt der Major — die Wehrmacht hat sich ja übrigens auch nur immer vor Aggressionen geschützt. Und wozu Aufhebens machen, Hammelburg, so weiß der „Rheinische Merkur" zu berichten, ist nur ein „Städtchen — altertümlicher Weinort an der Strecke von Gmünden nach Kissingen . . ."

Bei Kissingen liegt übrigens das Bad Neustadt, und das besitzt ein Herr von und zum Guttenberg. Der Mann schimpfte kurz nach dem Krieg einen der wenigen überlebenden Juden „Saujud" und zahlte 300,— Mark Strafe. Bagatelle, der Mann ist heute führender CSU-Bundestagsabgeordneter und wettert gegen den Status-quo in Deutschland, immer frei weg nach dem Motto: Die DDR muß weg — aber die Bundesrepublik ist ein friedliebender Staat.

Käme der Herr Leutnant „der guten alten Zeit" aus der Geschichte zu Besuch — bei von und zum Guttenberg würde er sich zu Hause fühlen. Und bei einem Abstecher nach Hammelburg würde er mit untrüglichen Augen so manch Wichtiges entdecken: Das ist nicht mehr das „vornehmste Regiment der Christenheit" — aber die Adligen besetzen bei einem Prozent Anteil an der Bevölkerung noch immer 15 Prozent der Generalsposten.

Man feiert im Casino auch nicht mehr Kaisers Geburtstag — aber doch wieder des II. Friedrichs Geburtstag, des Preußischsten aller Preußen, des wahren Vaters aller Soldaten, der in einer Schlacht seinen lieben, fliehenden Untertanen aufmunternd zurief: „Hunde, wollt ihr ewig leben!" Und vielleicht würde der Herr Leutnant in Hammelburg auch mit dem Brief bekannt werden, den im Vorjahr der Erbprinz zu Waldeck und der Herzog zu Oldenburg an den Kriegsminister in Bonn schrieben.

„Wir vom Hochadel", versicherten sie, „hielten immer die Verteidigung des Vaterlandes für unsere Pflicht." Und sie verbanden dieses Treuebekenntnis mit dem Wunsch, *ihrem* Vaterland in der Bundeswehr dienen zu wollen.

Und der Herr Leutnant mit dem untrüglichen Blick, adlig bis ins letzte Glied und reaktionär bis auf die Knochen, was wird er tun? Dreimal dürfen sie raten!

„Gleich mal sehen, ob es nur ein Weinfaß ist."

„Regierungsauftrag: Kein Tropfen darf verdunsten."

Zeichnung: Klaus Arndt



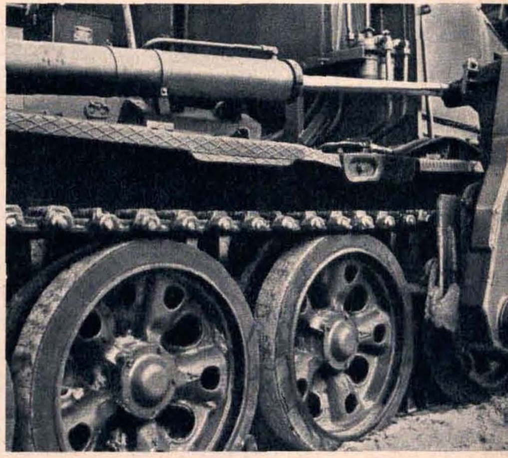


BAT IM NEUEN GEWAND

Wenn 415 PS ein Spezialfahrzeug von über 25 000 kg Eigenmasse gegen ein Hindernis drücken, dann wächst dort „kein Gras mehr". Besonders, wenn zur Beseitigung natürlicher oder auch künstlicher Hindernisse eigens dazu geschaffene Geräte genutzt werden. Da knicken Bäume wie Streichhölzer, reißen die stärksten Wurzeln der Stubben, werden Erdmassen spielend zusammengeschoben. Solide gebaute Gräben müssen der Gewalt einer solchen Maschine weichen und Unebenheiten in der Fahrbahn schwinden durch die Kraft des motorisierten Riesen, den wir im militärischen Sprachgebrauch Straßenbaumaschine nennen. Ohne ihn kommen heute die Pioniertruppen nicht mehr aus.

Das Ergebnis dieser von ungeheuren Kräften geleisteten Arbeit ist für die Handlungen der kämpfenden Truppen wichtig, vor allem bei der Anlage behelfsmäßiger Militärstraßen, der Kolonnenwege. Sie werden unter Beachtung der taktischen und technischen Erfordernisse für Kolonnenfahrten bzw. Märsche in solchen Geländeabschnitten angelegt, die ein nur dünnes

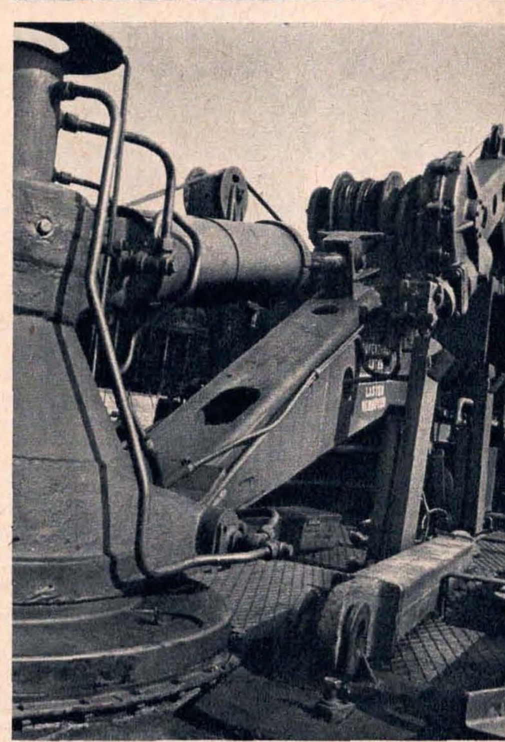




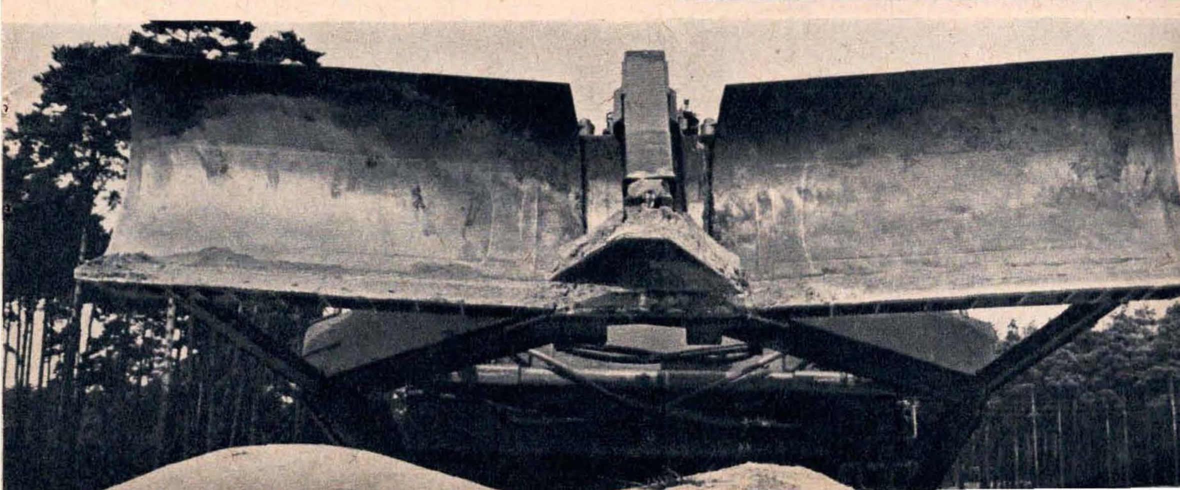
▲
Die vor dem Planierschild angeordnete Kufe verhindert das zu tiefe Eindringen des Schildes in den Boden.

Bild oben rechts: Teile des hydraulischen Systems, das den Planierschild bewegt.

Der Ausleger des Drehkrans wird ebenfalls mit Hilfe der Hydraulik bewegt. ▶



Die Planiereinrichtung besteht aus dem Rahmen, der Kufe und dem mehrteiligen Schild, der hydraulisch gehoben, gesenkt, schräg gestellt oder einseitig – bei Böschungen – verändert werden kann. Die Arbeitsbreite beträgt 4,5 bzw. 5 Meter.
▼



Straßen- und Wegenetz haben. Natürlich auch dann, wenn durch Kampfeinflüsse Straßen zerstört oder gesperrt sind.

Es versteht sich von selbst, daß Straßenbaumaschinen dazu gute Geländeeigenschaften besitzen müssen. Gleisketten sind wegen des günstigen spezifischen Bodendrucks für diese schweren Fahrzeuge am besten geeignet. Die BAT/M, die modernisierte Straßenbaumaschine BAT, hat das Einheitsfahrwerk der aus dem Grundtyp AT-T (Vollkettenschlepper) entwickelten Spezialfahrzeuge beibehalten. Ihr übriges Aussehen aber wurde in bedeutendem Maße verändert. Sie ging mit der technischen Mode mit, legte altes Beiwerk ab, „putzte" sich mit neuen Aggregaten und wurde so zur modernisierten Version. Die Planiereinrichtung ist das wichtigste Arbeitsmittel der Maschine. Während bei der ersten Ausführung der Planierschild mechanisch, d. h. durch Seilzug gehoben und gesenkt wurde, sorgt jetzt eine hydraulische Anlage dafür.

Neben Kolonnenwegen werden damit auch Durchfahrten geschaffen, Erde abgetragen oder aufgeschüttet, Straßengräben ausgehoben, Kuscheln und Bäume beseitigt, Schnee geräumt sowie Fahrbahnen planiert.

Die Arbeitsleistung der Maschine beträgt in durchschnittenem Gelände 1,5 bis 10 km/h, in Jungwald und Kuschelgelände 4 bis 8 km/h. Beim Ausheben von Gruben oder beim Bau von An- und Abfahrten sind 120 bis 400 m³ bewegtes Erdreich in einer Stunde normale Leistung.

Die Planiereinrichtung befindet sich in Marschlage nicht mehr, wie beim alten Modell, vor der Fahrerfront des Fahrzeuges. Sie ist auf dem Spezialaufbau verlastet. Die gesamte Einrichtung wird dazu überkopf nach hinten geschwenkt. Bessere Fahreigenschaften durch beseitigte Kopflastigkeit sind die Folge dieser Neukonstruktion.

Ein hydraulisch betriebener Drehkran vervollständigt die Ausrüstung. Mit seinen 2000 kp Tragfähigkeit eignet er sich zum Stellungsbau mit vorgefertigten Betonelementen. Somit kann die BAT/M universell eingesetzt werden. Die günstigen Auswirkungen auf die einschlägigen Pionierarbeiten liegen auf der Hand.

K. E.









Aus dem Grundtyp – Kettenschlepper AT-T – entwickelten die Konstrukteure den Grabenbagger, die BAT sowie die Straßenbaumaschine BAT/M.

WALDEMAR TRODTFELD

Seekrank

Er war erst seit einigen Tagen an Bord; noch war ihm alles neu und fremd. Der Leitende Maschinist, Obermaat Brinck, ein stämmiger, untersetzter Genosse, mit lustigen, schalkhaften Augen unter buschigen Brauen, hatte ihn sofort in den Maschinenraum geführt, ihm sein „Reich" gezeigt und eine Rede gehalten, die weder schalkhaft noch lustig war.

„Ihr Vorgänger", hatte er gesagt, „war ein As auf seinem Gebiet. Ihm konnte keiner was! Flink war der und zuverlässig. Schade, daß er in die Reserve gegangen ist – hätte ihn gern noch 'n paar Törn lang behalten. Aber wie das so ist, wenn einer Familie hat... Na gut! Das Wichtigste: Einen klaren Kopf haben, ein schnelles Reaktionsvermögen und immer ruhig bleiben, egal was auch anliegt. Manchmal liegt allerhand an! Sie scheinen mir etwas nervös, Genosse Obermatrose!"

Dreßler blickte scheu auf die Maschinen, die sauber und blank glänzten, auf das Gewirr von Rohren, Leitungen, Aggregaten und Pumpen, auf den Maschinentelegraphen, die Thermometer und Skalen, und er dachte: Das kann ja heiter werden.

●

Dreßler hockt auf seinem Fahrstand. Das Gesicht ist gerötet und schweißnaß. Er fährt sich mit der Zunge über die rauhen Lippen und starrt angestrengt auf den Maschinentelegraphen, der ununterbrochen klingelt. Die Kommandos der Brücke kommen pausenlos!

„Steuerbordmaschine – Klein! – Backbordmaschine – Klein! – Beide Maschinen – Halbe!" Dem Obermatrosen perlt der Schweiß den Rükken hinunter; in der Wirbelgegend scheuert die Lederjacke, und Dreßler verspürt Durst, brennenden Durst. Er greift nach der Kanne mit dem kalten Tee, die neben ihm steht, da legt sich eine Hand auf seine Schulter, schwer und fordernd. Es ist die Hand von Brinck, und als Dreßler sich erschrocken umschaut, sieht er, wie der LM mißbilligend mit den Brauen runzelt:

„Manning", überschreit Brink das Dröhnen der Maschinen, „sehen Sie nicht, daß der Öldruck – der Öldruck fällt!"

Aufgeregt springt Dreßler zum Öldruckregler. Da klingelt der Telegraph schon wieder, springt der Zeiger auf „Zweimal – Halbe!" Der Obermatrose hastet zurück zu seiner Maschine. Kaum daß er den Füllungshebel bedient hat, kommt ein neues Kommando:

„Backbordmaschine – Zweimal Große!"

„AK[1]!", schreit Brinck. „Manöver sind das heute!" Wahrhaftig, denkt Dreßler, das sind Manöver und gleich bei meiner ersten Fahrt. Ich möchte nur mal wissen, was los ist da oben! Kaum waren die Maschinen richtig warm gelaufen, hatte das Schiff abgelegt und war mit großer Fahrt aus dem Hafen gelaufen, in die offene See. Das war früh am Morgen gewesen, jetzt zeigte die Uhr bereits elf. Er ist bisher nicht zur Ruhe gekommen.

Anfangs hat es Dreßler Spaß gemacht. Das Dröhnen der Maschinen, das Klingeln des Telegraphen, das eigenartige Vibrieren des Raumes. Mit der Zeit ist es sehr heiß geworden hier unten in dem engen Raum aus Blech. Der schwere Geruch verbrannten Diesels, verbrauchten Öls macht ihm das Atmen immer schwerer.

Neidvoll blickt er auf Brinck, dem scheint das alles gar nichts auszumachen.

Wieder ein Kommando! Über die Skala des Telegraphen irrt ein Blitzen, der gezackte Zeiger springt auf „Backbordmaschine – Zweimal Halbe!"

Den Füllungshebel zurück. Die Kolben röcheln, spucken, drohen zu ersterben! Ein Heulen. Pfeifen, Zischen im Raum – die Maschinen ächzen, blubbern, stöhnen ... Dreßler starrt auf den Maschinentelegraphen, erwartet ein neues Kommando...

Was mag da OBEN vor sich gehen? Wohin fahren wir? Wenig Zeit bleibt dem Obermatrosen darüber nachzusinnen; schon wieder ein Blitzen, Klingeln: „Beide Maschinen – Große!"

Fragend wendet Dreßler sich dem LM zu und – erstarrt! Der kauert, die Augen halb geschlos-

[1] Äußerste Kraft

sen. auf seinem Fahrstand; die Arme hängen ihm schlaff herab, und er stöhnt!

„Du lieber Gott im Himmel!", schreit Dreßler verzweifelt. „Was ist denn nu' schon wieder?" Er springt auf, um dem Leitenden zu helfen, aber ein neues Kommando reißt ihn zurück. „Beide Maschinen – Zweimal Große!", fordert die Brücke.

Zwischen den Maschinen steht Dreßler. Hilflos. „Genosse Obermaat", keucht er, „was ist mit Ihnen?"

Da hebt Brinck den Kopf. mit Mühe, wie es scheint; er stammelt ohne Kraft: „Seekrank! – Hols der Teufel!" Dann befiehlt er, sich zusammenreißend: „Fahr meine Maschine mit! Ausführung!"

Noch hilfloser steht Dreßler. Klein, schmächtig, verloren – seine erste Fahrt.

Wie hatte er sich doch gefreut, daß er nach glücklich abgeschlossenem Lehrgang nun als ausgebildeter Maschinist in eine Flottille versetzt wurde. Flottille! Das bedeutete für ihn: Schiffe; Seefahrt; Kameradschaft; ein freies, ungebundenes Leben an Bord; Sturmfahrten, grollende See; sternklare, laue Nächte; geheimnisvolles „Rolling Home . . ."; Abschied von Häfen und Mädchen; das bedeutete glückliche Heimkehr von langer Reise über das Meer . . .

BODO KRAUTZ

Das weiße Schiff

Es liegt ein Schiff mit weißer Haut
vor Vietnam im Meer.
Auf einer deutschen Werft gebaut,
kam es von Deutschland her.

Es trägt den Namen Helgoland,
das Totenschiff in Weiß,
und schließt als USA-Trabant
den mörderischen Kreis.

Es stirbt sich gut im weißen Bett
für einen schmutzigen Krieg,
in einem deutschen Lazarett
der Bundesrepublik.

So hüllt sich alter Condor-Geist
in weiße Laken ein,
um mit dem Schiff, so weitgereist,
beim Totentanz zu sein.

Er hatte an der Pier gestanden, träumend, sehnsuchtsvoll; und er hatte die Schiffe gezählt: Achtundzwanzig kleine und große lagen gefesselt mit starken Leinen. Einige Liegeplätze waren leer. Mit schäumender Bugwelle pflügten vier schlanke Schiffsleiber das Wasser, ihr Kurs die See . . . Wimpel und Flaggen flatterten im Wind; Motore brummten; das langgezogene Heulen eines Typhons übertönte das Kreischen der Möwen. Das Hafengelände war sonnenüberflutet. Eine Barkasse legte ab. Schrill ihr Motor. Sogwasser quirlte. Die Barkasse tukkerte davon. Matrosen rollten Fässer über die Pier. Es bullerte hohl. Eine Sirene heulte, verstummte. Irgendwo über den Schiffen ertönte ein Kommando: „Besatzung klarmachen zum . . ." Dabeisein! Mitmachen! Unbedingt dabeisein!

. . . Nun steht er hilflos im engen Maschinenraum, hilflos wie nie in seinem Leben. Wieder klingelt das Optikgespenst dort an der Wand, spuckt seine Befehle! Und dort auf dem Niedergang, auf der untersten abgedieselten[1] Sprosse, hockt der Obermaat Brinck! Was hilft eigentlich gegen Seekrankheit?

Er weiß es nicht, und überhaupt . . . stehst da, wie ein Jammerlappen, Dreßler, mein lieber Mann! Maschinist, Seefahrer willst du sein? Kein Quentchen Stokerblut[2] ist in dir, nicht ein Tröpfchen! Und du warst doch so stolz auf dich, Kumpel, als du als einer der Besten den Lehrgang beenden konntest; hättest dir am liebsten deine Urkunde für ausgezeichnete Leistungen mit einem Goldrahmen . . .

Obermatrose Dreßler preßt die Lippen zusammen, wischt sich den Schweiß aus der Stirn und knurrt: Ihr schafft mich nicht! Dort, wo seine Hand über die Stirn strich, bleiben Flecke, ölig-gelb. Schweiß und Öl beißen ihm in die Augen, aber er spürt es kaum. Er blinzelt nur ein wenig und ist entschlossen, die ratternden, heulenden, spuckenden, ölfressenden Ungeheuer links und rechts neben sich zu zähmen. Seine Fäuste umklammern den Füllungshebel, dessen Vibrieren seinen ganzen Körper erschüttert. Wenn er den Griff ein wenig lockert, ist es, als springen elektrische Wellen ihn an.

Festhalten!, befiehlt er sich selbst.

Ein erneutes Kommando! Dreßler ist ganz ruhig jetzt. Er nimmt die Befehle auf und befiehlt den Maschinen; und sie gehorchen, stöhnend zwar, aber sie gehorchen!

Dreßler findet sogar Zeit, einen Blick auf Brinck zu werfen. Fast spöttisch ist dieser Blick: Wie selbstsicher, ja beinahe großspurig er doch war, der Genosse Obermaat! Nun hockt er da, ein Unglückshäufchen!

Noch ein Kommando, und noch ein Kommando! Was mag da vor sich gehen? Halt! Daran darf er jetzt nicht denken.

Dem Obermatrosen macht es immer weniger Mühe, den ständigen Befehlen zu folgen. Auch die Hitze, der üble Geruch des Diesels, des Öls

[1] mit Dieselöl gereinigt
[2] Stoker = Heizer



Illustration: Rudolf Grapentin

machen ihm nichts mehr aus. Nur Durst verspürt er noch –
Dreßler hockt auf seinem Fahrstand, wach und lauernd . . .
Und mit einemmal, als er sich umschaut, ist der Platz leer, auf dem Brinck eben noch hockte. Der Obermaat steht plötzlich neben ihm, ist kein bißchen seekrank mehr.
So schnell geht das vorüber? denkt Dreßler, lächelt, und fragt, ein wenig spöttisch: „Alles klar, Genosse Obermaat?" – „Alles klar!" lacht der Leitende. Dabei sind seine Augen wieder schalkhaft, lustig. „Ist nie was gewesen! Das alles ist so'n Trick von mir bei euch Neuen! Ihr Vorgänger, das As, von dem ich erzählte – ach, du liebe Zeit, was bekam der für einen Schreck, als es brenzlich wurde und ich fiel aus! Fast vergangen ist der mir vor Angst! Aber dann, als er merkte, daß nun alles von ihm abhing, daß er alleine Verantwortung trug . . ."
„Beide Maschinen – alle Kraft!", befiehlt die Brücke.

DAS *korrigierte* DENKMAL

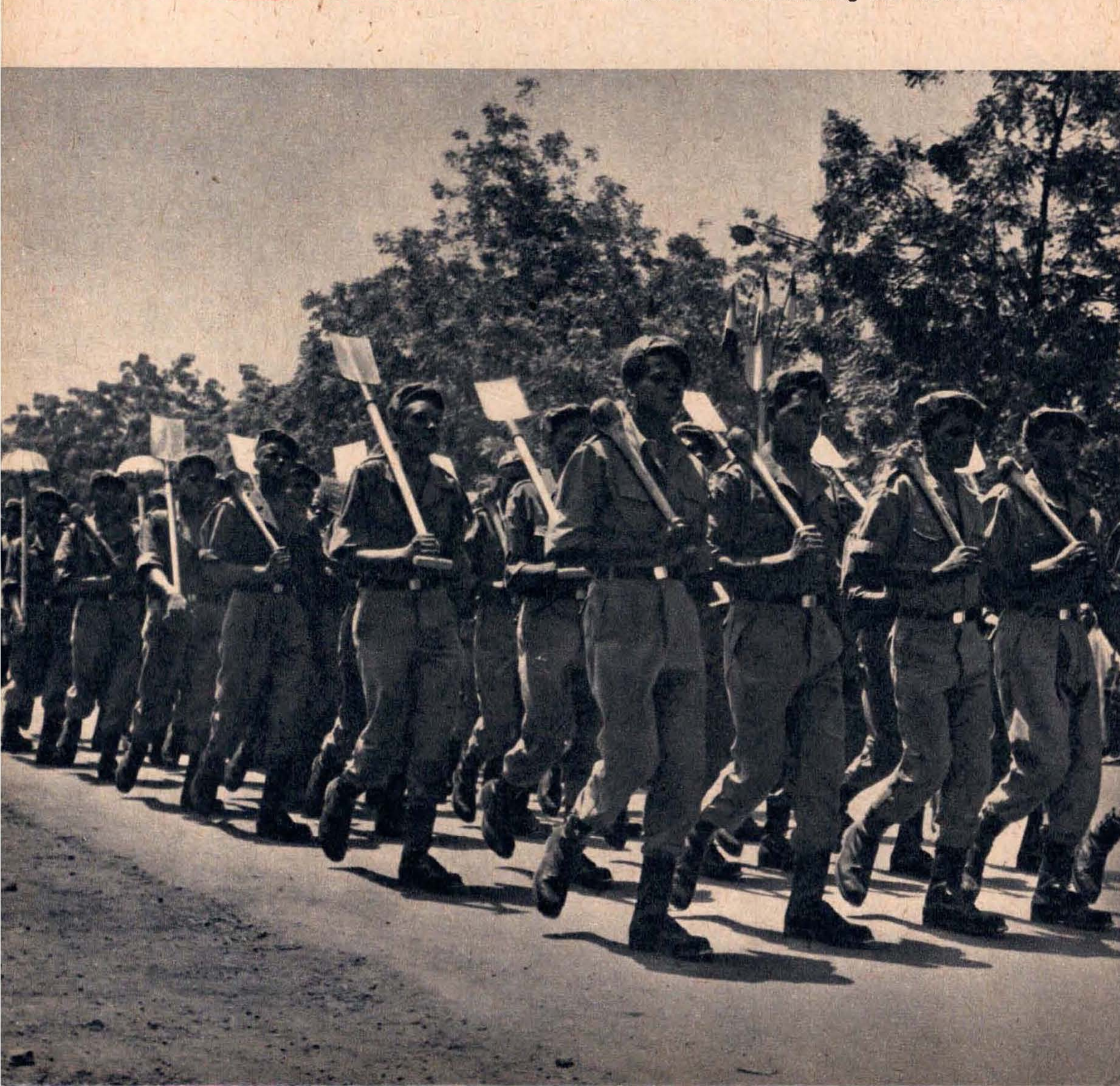
VON FRITZ MÖLLENDORF

Im Zentrum Bamakos erweckte ein Denkmal meine Aufmerksamkeit, das eine Gruppe vorwärtsstürmender Soldaten darstellt. Um eine Fahne geschart, die Gewehre schußbereit, den metallgewordenen Blick einem unsichtbaren Gegner zugewandt – so schauen sie von einem mannshohen Sockel über den Platz hinweg.

Am Sockel selbst eine Tafel, die in feingesetzten französischen Lettern aussagt, daß dieses Standbild „den tapferen Soldaten Schwarzafrikas" gewidmet sei, die von 1914–1918 auf europäischen Schlachtfeldern kämpften und starben.

Die Soldaten auf dem Denkmal tragen deshalb auch Helme und Uniformen französischen Schnitts – und hätten sie nicht die markanten Gesichtszüge von Afrikanern, wer weiß, ob dieses Überbleibsel aus der Kolonialzeit heute noch auf seinem Platz stünde. Aber welcher afrikanische Soldat hat sich damals schon freiwillig für die Soldatenfriedhöfe der europäischen Kolonialherren gemeldet? So blieb das Denkmal erhalten.

Aber irgend jemandem hat der Widerspruch zwischen der Geisteshaltung des freien Mali

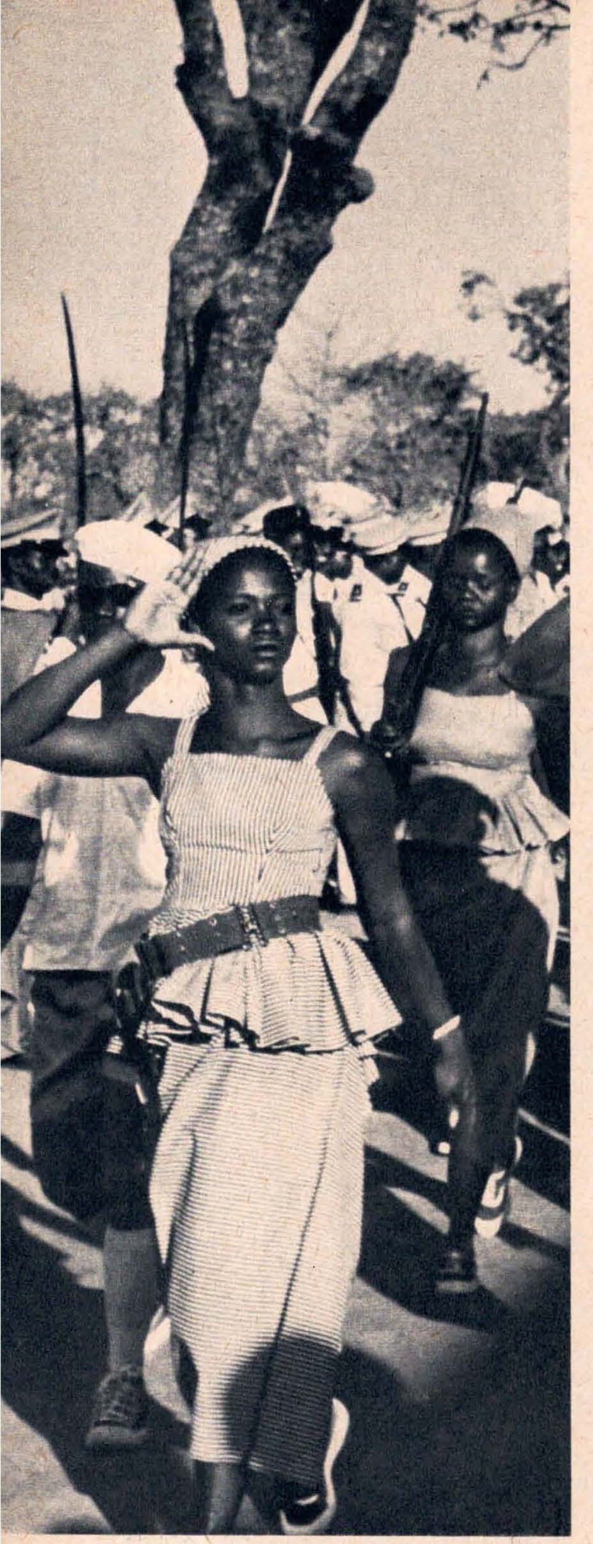


und der Aussage dieses von den ehemaligen Kolonialisten gestifteten Denkmals mit Recht nicht gefallen. Seine „Kritik" lehnt jetzt in Gestalt einer rohen Holztafel am Fuße des Sockels. Auf der Tafel stehen in ungelenken Buchstaben die Worte: „Den toten Helden des Kampfes gegen Kolonialismus und Imperialismus."
Und als hätten sich die Einwohner Bamakos stillschweigend verabredet: Direkt vor dieser unscheinbaren kleinen Holztafel, auf den Stufen des großen Denkmals, findet man trotz sengender Sonne noch heute immer ein paar frische Zweige, ein paar Blumen.
Den klugen Enkeln der dunkelhäutigen Soldaten, die einst für Frankreichs Gnaden vor Verdun fielen, bin ich an vielen Orten des Landes begegnet. Einerseits als bewußten und stolzen Waffenträgern ihrer am 22. September 1967 siebenjährigen Republik, andererseits aber auch als aktiven Helfern beim ökonomischen und kulturellen Aufbau Malis.
Die bewaffneten Kräfte Malis sind im Vergleich zu den Ausmaßen des Landes (fast 11mal so groß wie die DDR, aber nur 4,5 Mill. Einwohner) relativ klein. Armee und Gendarmerie stellen nach inoffiziellen Angaben kaum mehr als 6000 Mann. Und trotzdem erfüllen diese Soldaten neben ihrer militärischen Pflicht überall noch ein riesiges Pensum an ziviler Mission für ihr Land.
Es klang ein wenig verwunderlich in meinen Ohren, als ich den Chef des Generalstabes, Oberst Sekou Traoré, stolz davon berichten hörte, wieviel Tonnen Erdnüsse, Hirse, Mais, Reis und Baumwolle seine Einheiten in den verschiedenen Regionen eingebracht haben, und daß „Einheiten wie die Fallschirmjägerkompanie von Bamako und die 8. Kompanie des Autonomen Kommandos von Gao sehr ermutigende Ergebnisse in ihrer Geflügel- und Schweineaufzucht erzielen konnten."
Viele Nomaden haben inzwischen begonnen, ebenso wie die Soldaten kleine Gärten anzulegen. Und was genauso wichtig ist: Die Armee nimmt immer stärker an der Alphabetisierungskampagne im Lande teil, indem qualifizierte Offiziere und Unteroffiziere die noch schreib- und leseunkundigen Soldaten anleiten und selbst in den entlegensten Gebieten Schulen für die Kinder der Nomaden einrichten. ▶



◀ **Eine Einheit des Bürgerdienstes (Service Civique).**

Karte: Els



Als bewaffneter Organisation des malinesischen Volkes gehören den (Milizcharakter tragenden) „Brigaden der Wachsamkeit" auch weibliche Mitglieder und Kommandeure an.

In Somo, einem Dorf, 500 km nordöstlich von Bamako, war ich einige Tage zu Gast in einem Ausbildungslager des „Service Civique", den hier 50 junge Malinesen wie Hunderte andere in anderen Lägern absolvierten. In solchen Lagern wird die militärische Grundausbildung der Armee ergänzt und in zweijähriger Ausbildungszeit zusätzlich ein vorwiegend landwirtschaftlicher Beruf erlernt.

Der Weg nach Somo war nicht gerade eine Spazierfahrt. Nach 250 km anstrengender Hitzefahrt auf einer streckenweise noch ganz passablen Chaussee, erwartete uns dann jedoch eine Piste, wie man sie, in alle Himmelsrichtungen verstreut, in der westafrikanischen Savanne, besonders aber im verkehrsmäßig wenig erschlossenen Mali findet. Staubiger roter Laterit-Boden, zu einem perfekten Waschbrett zurechtgefahren. Er versetzt den ganzen Wagen in eine Vibration, wie sie auf einem Maschinenprüfstand nicht besser erreicht werden kann. Und das 250 km lang, ohne größere Unterbrechung. Ich hatte in meinem Leben schon einige Pisten befahren. Jetzt aber wußte ich endlich, was gemeint ist, wenn einer sagt, er sei „wie gerädert".

In Somo trafen wir neben den afrikanischen Soldaten, die uns erwarteten, eine Freundschaftsbrigade der FDJ – eine Handvoll beherzter junger Bürger unserer Republik, die, einem Ruf des Zentralrats folgend, 12 und 20 Monate als Ausbilder unter afrikanischem Himmel den malinesischen Freunden zur Seite standen.

In die Leitung dieses Lagers teilten sich Harouna Diarra, ein junger malinesischer Leutnant, vom Stamme der Bambara, und Heinz Winkler, seines Zeichens staatlich geprüfter Landwirt aus der DDR.

Ihre „Bürgerdienstler" sind junge malinesische Bauernsöhne. Sie repräsentieren einen Teil jener 95 Prozent der Bevölkerung, die in Mali bislang noch immer von primitiver Landarbeit leben. Jetzt lernen sie jeden Tag einige Stunden mit Traktor und Pflug, mit Maurerkelle und Wasserwaage, mit Hobel und Säge umzugehen. Das ist ein fester Bestandteil ihrer Ausbildung, ist ebenso wichtig wie das Handhaben eines Gewehres. Nach der Ausbildung gehen die jungen Leute in ihre Heimatdörfer zurück, werden selbst Instrukteure. So vervielfältigt sich die Mühe, der sich die FDJler im Schweiße ihres Angesichts oft bei Temperaturen über 40 Grad unterziehen.

Der ökonomische Aufstieg Malis setzt die Modernisierung der Landwirtschaft voraus.

Das wissen Harouna und Heinz, das weiß auch der Chef des Generalstabes. Die regierende Partei, die Sudanesische Union, hat es zu einer der Hauptaufgaben erklärt. Hier liegt der tiefere Grund für die großen Anstrengungen aller malinesischen Armeeangehörigen auf diesem Gebiet. Der Staatspräsident und Generalsekretär der Sudanesischen Union, Modibo Keita, verwies in dem Gespräch, das ich an einem der letzten Tage meines Aufenthaltes mit ihm führte, ebenfalls mit Nachdruck darauf: Die

Soldaten zeigen, was sie können. Mit solchen Vorführungen weckt die Armee das Interesse der Jugend für die Technik.

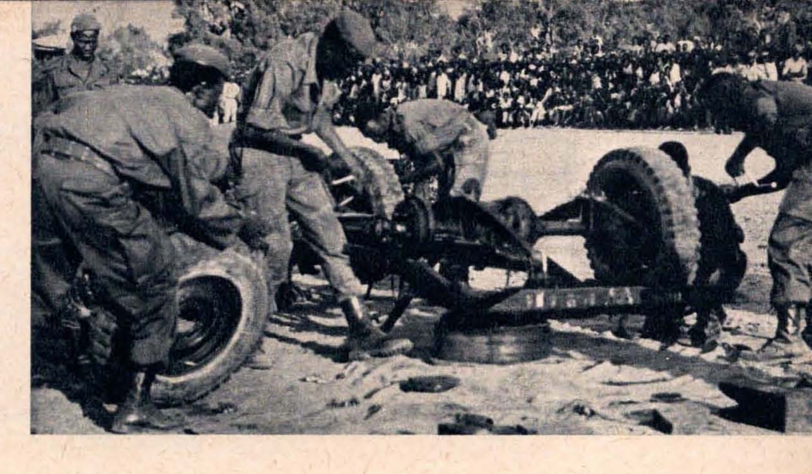


Bild unten: Aus alten französischen Forts wurden moderne Schulen, an denen auch Angehörige der Armee und des Service Civique ihre zum Teil selbst erst frisch erworbenen Kenntnisse weitergeben. (Unser Bild: das ehemalige Fort von Medine bei Kayes in Westmali.)

Überwindung der furchtbaren Unterentwicklung wird die Republik Mali noch Jahrzehnte härtesten Ringens kosten.

Staatspräsident Keita beantwortete in diesem Gespräch auch freimütig Fragen, die mit den Ereignissen in Ghana sowie mit den militärischen Staatsstreichen in anderen westafrikanischen Ländern in Zusammenhang stehen.

Er nannte generell zwei Ursachen für diese Staatsstreiche, insbesondere für den von Ghana. Zum einen die inneren Widersprüche, die aus der kolonialen Hinterlassenschaft gewachsen sind, zum anderen die Einmischung von außen. Dabei verwies er auf das Bestreben der alten Kolonialmächte, über das Offizierskorps, das in diesen Ländern zum großen Teil noch auf den Schulen der Kolonialisten erzogen wurde, Einfluß auf die innere Entwicklung dieser Länder zu nehmen. Nur eine feste Einheit zwischen Armee und Volk, eine Einheit, die von einer starken volksverbundenen Partei ständig neu geschmiedet wird, könne solche Geschehnisse verhindern.

Ich frage ihn, welche Lehren der Präsident Malis für sein Land aus den Ereignissen in Ghana ziehe. Keita entgegnet:

„Sehen Sie, die Entwicklung bei uns ist bestimmt durch die Bildung des ‚Nationalrates zur Verteidigung der Revolution'. Nicht etwa, weil wir der Meinung sind, daß wir etwas zu befürchten hätten, sondern weil wir es für notwendig erachten, daß wir unsere Volksschichten stärker mobilisieren, daß wir sie organisieren und sie politisch und ideologisch erziehen müssen, um unsere Revolution dynamischer zu gestalten und den Erfolg ihrer Entwicklung unwiderruflich zu machen."

Ich sollte am nächsten Tag eine prächtige Bestätigung dieser Worte des Präsidenten erfahren. Bei der traditionellen Mai-Demonstration saßen auf der Ehrentribüne der Staatschef, der Generalsekretär des malinesischen Gewerkschaftsbundes und die ranghöchsten Offiziere einträchtig beieinander. Ihnen gegenüber hatte ein großes Militärorchester Aufstellung genommen, aus dessen blitzenden Instrumenten die „Internationale" ertönte, während zwischen Tribüne und Orchester Tausende malinesische Arbeiterinnen und Arbeiter aus allen Landesteilen in ihren farbenprächtigen Gewändern vorüberzogen.

Malis Armee schützt und festigt den nichtkapitalistischen Weg.

Sie erfüllt das Vermächtnis der „toten Helden des Kampfes gegen Kolonialismus und Imperialismus", wie es auf der einfachen kleinen Holztafel steht, die am Sockel jenes antiquierten Denkmals im Zentrum Bamakos lehnt.



SOLDAT MANFRED HANS

„Weil er jedem gern hilft, ehrlich und offenherzig ist." Sagt Gefreiter Dieter Söldner, 22.

STABSMATROSE PETER TREMMISCH

„Weil er mit beiden Beinen im Leben steht und nicht nur von anderen etwas verlangt, sondern am meisten von sich selber." Meint Matrose Fritz Martens, 20.

HAUPTMANN MANFRED KNÖFEL

„Weil er viel Verständnis für die Probleme der Soldaten hat. Als ich in einer Familienangelegenheit zu ihm ging, hat er mir sofort geholfen und dabei mit dem Bürokratismus und der Engstirnigkeit einiger meiner Vorgesetzten aufgeräumt." Berichtet Gefreiter Hartmut Reck, 23.

GEFREITER BERND KRAUSE

„Weil er vorbildlich seinen Dienst macht und sich für andere Genossen einsetzt." Erklärt Gefreiter Richard Heinz, 22.

FLIEGER KURT ADAMSKI

„Weil er weiß, was er will, und durch sein Vorbild andere zu begeistern vermag. In Diskussionen schwingt er nicht den Holzhammer, sondern kommt mit überzeugenden Argumenten." Lobt Flieger Harald Tack, 19.

OBERLEUTNANT WERNER SCHULTHEISS

„Weil man mit jeder Frage zu ihm kommen kann und er sich nicht scheut, eigene Schwächen zuzugeben." Hebt Gefreiter Rainer Mozygemba, 24, hervor.

Der Mensch ist nichts ohne den Menschen, der eine nichts ohne den anderen. Und das Bestreben, sich kameradschaftlich mit anderen zu verbünden, ist ein Grundzug unseres Lebens. Gemeinsam arbeiten, zielen wir darauf hin, den umfassenden Aufbau des Sozialismus zu vollenden und unsere Republik allseitig zu stärken: Politisch und ökonomisch, kulturell und militärisch.
Dafür üben wir uns im treffsicheren Schießen

Die aktuelle Umfrage

Wer sind Ihre besten Kameraden?

und im Gefecht unter allen Bedingungen. Dafür und auf dieser Grundlage verbinden wir uns kameradschaftlich in den militärischen Kollektiven – einander helfend und füreinander einstehend. Wer aber, so heißt die Frage, sind dabei die besten und verläßlichsten Kameraden?

Sechs wurden bereits genannt. Sechs nicht aus neunundvierzig, sondern aus vielen Tausenden. In den Charakteristiken klingt schon an, was sie zu den besten Kameraden ihrer Kameraden macht. Um weiteren Gemeinsamkeiten auf die Spur zu kommen, bat AR zunächst einmal 207 Soldaten aufzuschreiben, zu welchen Genossen ihres militärischen Kollektivs sie sich am meisten hingezogen fühlen. Ohne daß sie selbst ihren Namen nennen brauchten, kamen wir wiederum zu – Namen. Zweihundertsiebenundachtzig an der Zahl. Und zu einer Begründung, weshalb sie besonders geschätzt und geachtet werden. Faßt man das Ergebnis zusammen, so fühlen sich die Befragten zu den von ihnen als beste Kameraden gekürten Genossen besonders hingezogen:

78%
weil man ihnen auch mal etwas Persönliches anvertrauen und sich offen mit ihnen aussprechen kann.

65%
weil sie kameradschaftlich und hilfsbereit sind.

57%
weil sie ihre guten Erfahrungen nicht für sich behalten, sondern anderen weiter vermitteln.

51%
weil sie für andere eintreten, wenn ihnen Unrecht geschehen ist.

48%
weil sie feste Prinzipien haben, an denen sie nicht rütteln lassen und die sie konsequent vertreten.

So weit, so gut. Damit wären die Eigenschaften hervorgehoben, die sie anziehungskräftig machen und vertrauenswürdig.

Jedoch: Gibt es noch eine weitere Gemeinsamkeit? Etwas, das sie in besonderem Maße vereint, sie zusammenfaßt?

Die Antwort findet sich im Endresultat dieser Untersuchung. Denn von den 287 namentlich benannten Genossen, zu denen sich die Befragten am meisten hingezogen fühlen, sind 71 % Mitglieder oder Kandidaten der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Eine nüchterne Zahl – und dennoch äußerst gewichtig, dieweil ein deutliches Vertrauensvotum für die Partei der Arbeiterklasse und ihre Mitglieder im Steingrau der Nationalen Volksarmee.

An der Uniform wird kein Parteiabzeichen getragen. Daran also sind die Parteimitglieder in der NVA nicht zu erkennen.

„Trotzdem weiß ich, wer hier in meiner Kompanie in der Partei ist", erklärt Flieger Manfred Kerber, 20. Gleichermaßen wissen es der Gefreite Bernd Rettberg, 22, der Unteroffiziersschüler Dieter Kath, 20, der Kanonier Jochen Krös, 24, oder der Soldat Bernd Isemer, 19. Auch weiß man, wodurch sie sich bemerkbar machen und hervortreten.





Soldat Dieter Funke, 20, erkennt sie an „ihrer klaren politischen Haltung im Unterricht und in den Diskussionen", Soldat Gerhard Siegesmund, 20, an „ihrer guten Einstellung zum Dienst und ihrem beispielhaften Auftreten". Soldat Joachim Ullrich, 20: „Gefreiter Michael Kohl ist Parteimitglied und wurde schon mehrmals als Bester des Zuges ausgezeichnet." Obermatrose Klaus Sartikow, 23: „Sie versuchen immer was zu verbessern." Unteroffizier Hubert von Ratenberg, 22: „In meiner Gruppe sind zwei Parteimitglieder. Der ungewohnte militärische Dienst fiel ihnen anfangs sehr schwer. Doch sie haben intensiv – intensiver als alle anderen – gelernt und an sich gearbeitet. Heute stehen sie ganz vorn. Und vor allem haben sie sich keine Ruhe gegönnt, um die ganze Gruppe hochzubringen. Ohne sie wären wir nicht beste



geworden. Mich haben sie auch ganz schön gerüttelt und geschüttelt."
Abzeichen und Parteibuch machen noch keinen guten Genossen. Und allein das *Wort* von der führenden Rolle der Partei qualifiziert sie noch nicht dazu — vielmehr ist es der geschichtliche und in mühevoller Kleinarbeit tagtäglich von neuem erbrachte *Beweis*, der diese Führungsrolle zur Tat werden läßt und sichtbar macht. Denn Partei, das ist der bewußte und organisierte Vortrupp der Arbeiterklasse, geschmiedet in den revolutionären Kämpfen der deutschen Arbeiterbewegung und ausgerüstet mit dem wissenschaftlichen Kompaß des Marxismus-Leninismus. Und eben deswegen ist der wichtigste Kraftquell der Nationalen Volksarmee ihre Führung durch die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, sind die Parteimitglieder — weil am fortschrittlichsten — die besten Kampfgefährten und Kameraden der parteilosen Armeeangehörigen. Avantgardisten nennt sie der Dichter Helmut Preißler. Denn:

> Sie nehmen zu eigener Sorge
> die Sorgen der anderen auf sich
> und schleppen durch Ewigkeiten
> mühevolle Tage bergan.

Ist das aber nicht gerade die entscheidende Ausdrucksform guter Kameradschaft — dem anderen zu helfen, ihm Mut zuzusprechen, ihm unter die Arme zu greifen, seine Sorgen zu den eigenen zu machen?
Jedenfalls sieht es Kanonier Helmuth Brockx, 23, so. Und eben das schätzt er an den Parteimitgliedern seiner Batterie. Schließlich „haben sie über die Parteiorganisation schon manches, was uns bedrückte, einer Klärung zugeführt und damit allen geholfen". Gleiches weiß Gefreiter Richard Heinz, 22, zu berichten, wenn er sagt, daß „sie sich sehr um unsere Probleme kümmern und sie, wenn notwendig, an den Kompaniechef herantragen". Hohes Lob spendet Gefreiter Martin Weber, 24, dem Parteisekretär seiner Einheit. Einmal, weil „er für jeden ein freundliches und aufmunterndes Wort hat", andererseits, weil „er der beste Berater der FDJ-Leitung ist". Soldat Harald Klein, 20: „Er hat ein Herz für alle!" Da man sich, wie Soldat Helmut Meiser, 21, urteilt, „auf die Parteimitglieder verlassen kann und sie prima Kameraden sind", genießen sie fast ohne Ausnahme das uneingeschränkte Vertrauen der Parteilosen. Weswegen von 207 Befragten 88% bevorzugt zu einem Parteimitglied gehen, wenn sie eine persönliche Sorge drückt. Von der Achtung und Wertschätzung der Parteimitglieder zeugt auch, daß 71% der als Vorbilder („So möchte ich auch werden!") bezeichneten Genossen Mitglieder oder Kandidaten der SED sind.
„Halt!"
Sagt da Flieger Ullrich Morawitz, 23: „Ich kenne aber auch Parteimitglieder, die nicht diesem Ideal entsprechen." „Und bei uns ist sogar ein Parteigenosse, der schon mehrmals bestraft werden mußte", wirft Stabsgefreiter Hansjürgen Fehder, 24, ein.
Wenngleich die Partei diesen Genossen keine Absolution erteilt, so ist sie andererseits natürlich kein Fließband, das in fortlaufender Serie perfekte Sozialisten ausstößt. Lenin bemerkte einmal, daß die Menschen „mit dem Ausbruch der Revolution nicht zu Heiligen geworden" sind. Man verfolge die Tagungen des Zentralkomitees, schaue auf den bald beginnenden VII. Parteitag der SED — und überall und immer wieder wird man erkennen, wie die Partei nicht nur stolze Erfolgsbilanzen zieht, sondern sich zugleich kritisch und selbstkritisch mit ihrer eigenen Arbeit und der ihrer Mitglieder auseinandersetzt.
Stärke und Unbesiegbarkeit der Partei wurzeln eben darin, daß sie die Dinge sieht, wie sie sind, daß sie nicht schönfärbt, daß sie die Wahrheit sagt — auch wenn diese Wahrheit unangenehm ist. Deswegen vertraut ihr das Volk. Deswegen stehen auch die Soldaten der Nationalen Volksarmee hinter ihr. Deswegen sagen sie — wie der Funker Peter Mümmel, 19, oder der Unteroffiziersschüler Karlheinz Wortowa, 22, oder der Maat Ludwig Behrens, 20, — daß die Sache der Partei auch die ihre ist. Deswegen treten sie an die Seite der Genossen, um mit ihnen gemeinsam den VII. Parteitag der SED vorzubereiten: Dergestalt, daß Gefreiter Max Schneider, 21, „zum zweiten Male das Bestenabzeichen erwerben, schwimmen lernen und das Abzeichen ‚Für gutes Wissen' in Gold erringen" oder Matrose Rex Lorentz, 19, sich in der Grenzbrigade Küste



„zum Postenführer qualifizieren" will. 97% von 207 Befragten beteiligten sich bereits vor 3 Monaten am sozialistischen Wettbewerb zum VII. Parteitag; 55% hatten damals schon eine konkrete Verpflichtung übernommen, während 30% gerade dabei waren, sich etwas Geeignetes zu überlegen. Inzwischen hat der Wettbewerbsaufruf des Truppenteils „Julian Marchlewski" die ganze Armee erfaßt und seine Losung tiefe Wurzeln geschlagen: „Unter Führung der Partei – immer gefechtsbereit!"
Die erste Tugend guter Kameradschaft ist die gegenseitige Hilfe, das Einstehen füreinander. Die Partei hat uns geholfen, voranzukommen, das zu werden, was wir heute sind. Sie hat es getan nicht als anonymes Gebilde, sondern durch und mit ihren Genossen in unserer Mitte. In ihnen haben wir Kameraden gefunden, bessere und treuere und uneigennützigere gibt es nicht. Was Wunder, daß die parteilosen Soldaten zu ihnen stehen und, von der Partei geführt, mit ihnen gemeinsam um hohe Ausbildungsergebnisse und ständige Gefechtsbereitschaft wetteifern – sich leiten lassend von den Brecht-Worten:

Der Einzelne hat zwei Augen,
die Partei hat tausend Augen.
Der Einzelne sieht eine Stadt,
die Partei sieht sieben Staaten.
Der Einzelne hat seine Stunde,
die Partei hat viele Stunden.
Der Einzelne kann vernichtet werden,
die Partei kann nicht vernichtet werden;
denn sie kämpft mit den Methoden der Klassiker,
welche geschöpft sind aus der Kenntnis der Wirklichkeit
und bestimmt sind, sie zu verändern,
indem die Lehre die Massen ergreift.

Ihr

Karl Heinz Freitag

MITARBEIT: Unterfeldwebel d. R. Jürgen Bley, Stabsmatrose Rolf Gebhardt, Unterleutnant Lutz Kuhnert, Feldwebel d. R. Manfred Brenner, Unterleutnant Wolfgang Matthées, Stabsfeldwebel Horst Gehrke, Stabsfeldwebel Wolfgang Jahn, Soldat Uwe Kossig.

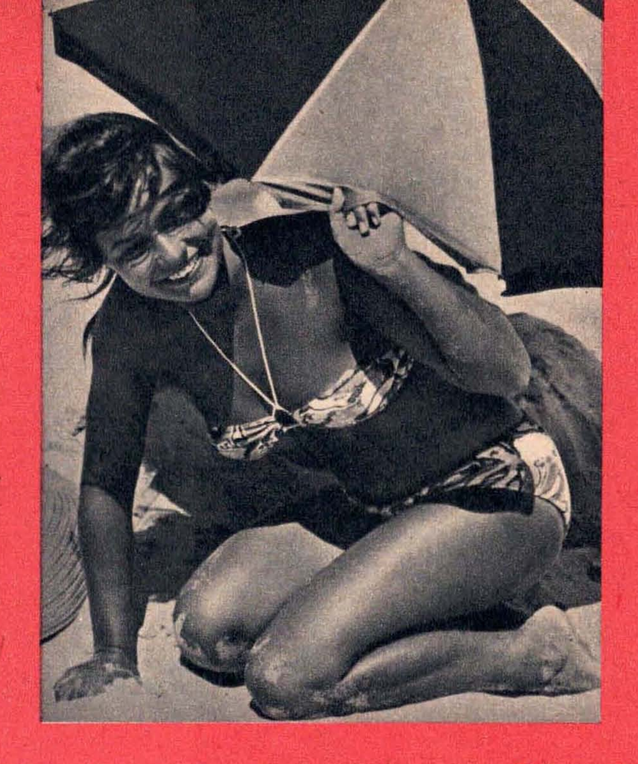


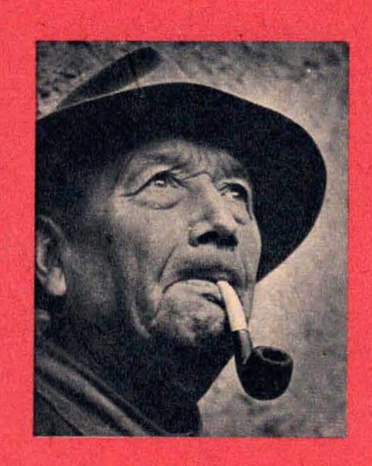
Wenn Sie mich fragen...

Soldat Rudi Grune, 20: „Unser Parteisekretär ist wirklich eine ‚Kanone' und ein Mann mit Herz." – Gefreiter Harry Hartnack, 23: „Bis jetzt habe ich mit den Parteimitgliedern nur gute Erfahrungen gemacht." – Flieger Manfred Kerber, 20: „In der Regel gehören sie zu den Besten." – Obermatrose Torsten Kallweit, 19: „Manchmal ist es ein Kreuz mit ihnen. Im Wettbewerb wechseln sie sich an der Spitze ab; da hat man's schwer, ranzukommen!" – Gefreiter Dietrich Klänge, 24: „Die Partei hat uns in ein besseres Leben geführt. Ich habe Vertrauen zu ihr. Wenn ich eine Frage habe, gehe ich zu einem Parteimitglied." – Soldat Dieter Klein, 19: „Ich habe in Vorbereitung auf den VII. Parteitag um meine Aufnahme als Kandidat gebeten." – Soldat Harald Weinke, 20: „Ich möchte nicht in der Partei sein. Da hat man zuviel Verpflichtungen und zuwenig freie Zeit." – Matrose Roger Hessel, 21: „In der FDJ bereite ich mich darauf vor, später mal ein guter Genosse zu werden." – Kanonier Werner Meyer, 22: „Die Diskussionen mit Parteimitgliedern haben mich klüger gemacht und meinen Blick geschärft." – Unteroffizier Winfried Dasselbrodt, 21: „Die Sache der Partei ist auch meine Sache. Deswegen habe ich mir vorgenommen, bis zum VII. Parteitag die Schützenschnur zu erringen." – Soldat Christian Specht, 19: „Auch im Zivilleben hat uns der Wettbewerb vorangebracht. Selbstverständlich mache ich auch hier mit. Unser Zug will bester der Kompanie werden." – Gefreiter Rolf Steinbiß, 22: „Mein Ziel ist die Schützenschnur. Damit möchte ich zu Ehren des Parteitages mithelfen, die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen. Denn je gefechtsbereiter wir sind, desto besser könen wir verhindern, daß von deutschem Boden wiederum ein Krieg ausgeht."

Parteimitglieder an der Spitze...

Nach dem Statut der SED ist das Parteimitglied verpflichtet, „in seiner politischen und beruflichen Tätigkeit und im persönlichen Leben Vorbild zu sein". AR ging dem in 27 Kompanien nach und stellte fest: Während jeder vierte parteilose Soldat oder Unteroffizier das Bestenabzeichen hat, tragen es zwei von drei Parteimitgliedern. Im allgemeinen hat jeder Fünfte eine Klassifikation, unter den Parteimitgliedern aber jeder zweite Genosse. 92% von ihnen wurden bereits mehr als dreimal für vorbildliche Dienstleistungen belobigt, obwohl der allgemeine Durchschnitt bei 52% liegt; mehr als 6 Belobigungen hat unter den Parteilosen jeder Zehnte, unter den Parteimitgliedern jeder Zweite. Das letzte Gefechtsschießen erfüllten 64% der Parteimitglieder mit den Noten 1 und 2. Zahlen sagen aus: Im sozialistischen Wettbewerb zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft stehen die Parteimitglieder an der Spitze und geben den parteilosen Soldaten ein gutes Beispiel militärischer Pflichterfüllung.

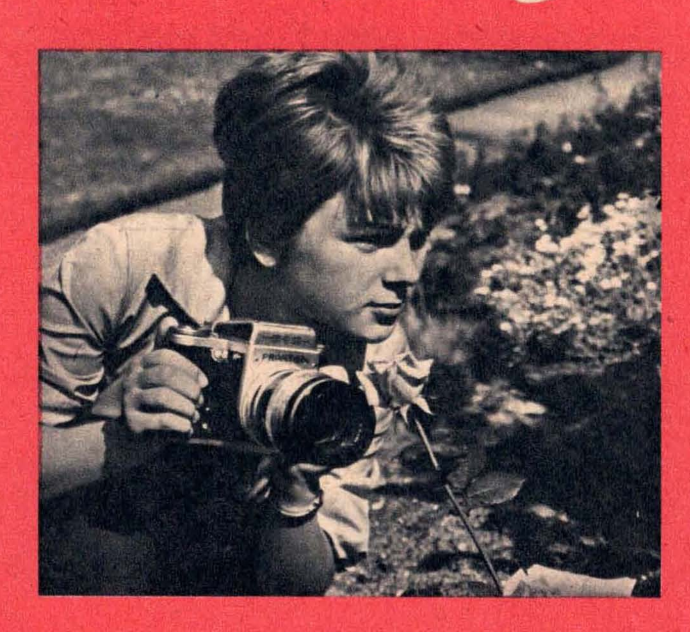




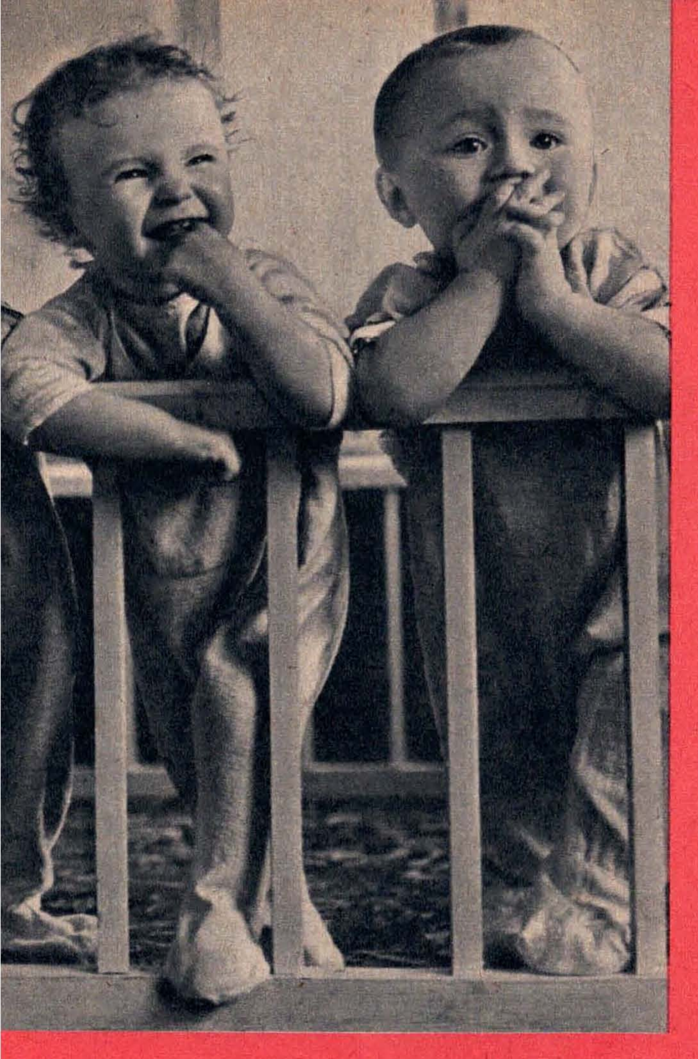
HELMUT STÖHR

Was gibt's denn?

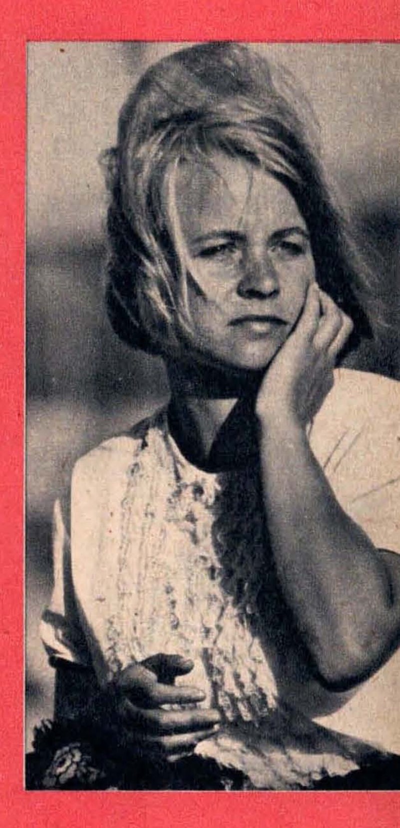
Gibt's was Gutes,
gibt's was Schlecht's?
Alles schaut
von links nach rechts,
tief bewegt
und hoch erfreut.
Na, was gibt's denn,
liebe Leut'?



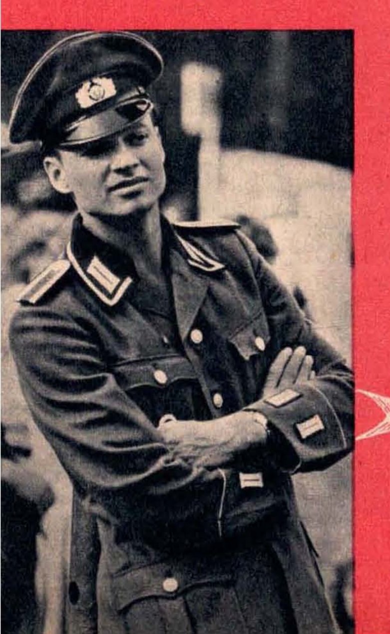




Für die Linse
ein Motiv?
Tabak für
die kalte Pief?
Naht das langersehnte
Schätzchen,
Milchbrei für
die Hosenmätzchen?
Sitzt im Küchenschrank
'ne Maus?
Oder läuft
die Ostsee aus?







Hier geht es um Höheres!
Gleich erfährt man Näheres:



Daß man nämlich
richtig täte,
wenn man
ehrenvoll erhöhte,
wen man schätzt
und liebt und mag
(und nicht nur
am Frauentag)!

Ein ganzes Regiment mit Mann und Roß und Wagen zu stellen – nein, das war selbst den mecklenburgischen Gutsbesitzern, Baronen und Grafen von Seckendorff, von der Osten, von Maltzahn, und wie sie sonst noch hießen, zu kostspielig. Aber um an der Spitze eines Regiments ins Feld zu ziehen, dafür war ihnen kein Rappen zu schade, kein Säbel zu teuer, keine Montur zu wertvoll.
Was soll dieses Gekrame in der Mottenkiste? Wir wollen von einem mecklenburgischen Regimentskommandeur erzählen.
Auch seine Eltern leben auf einem Gut. Es gehört ihnen auch, nur nicht ihnen allein und erst seit 1945.
Er heißt auch nicht Horst von Zander zu Wredenhagen, sondern schlicht – Horst Zander. Und trotzdem ist er heute Oberstleutnant, trotzdem führt er heute ein mecklenburgisches Panzerregiment.
Trotzdem? Sporen und Monokel sind längst aus der Mode.
„Was mir an unserem Regimenter gefällt?" Unterfeldwebel Bernd Gottschalk überlegt nicht lange. „Ich habe Oberstleutnant Zander noch nie mit eiskalter Miene durch die Kaserne gehen sehen. Er lächelt und zwingt sich nicht dazu. Für mich ist er wirklich *der* Kommandeur."
Gefreiter Bernd Kahner zögert. Er will nicht recht mit der Sprache heraus.
„Nun gut, keiner wird als Soldat geboren, aber ... Irgend etwas fehlt ihm, das Kernige,


Zeichnung: Alyda John

Ohne Sporen und Monokel

Geschichten um einen Regimentskommandeur

Von Rolf-Peter Bernhard

das Resolute ... Wie soll ich mich ausdrücken?" Genosse Kahner zuckt die Schultern.

„Ich bin mehr für Offiziere wie Hauptmann Bertl. Der ist strenger, energischer. Vielleicht aber auch irre ich mich. Seinen Kompaniechef kennt man eben besser als seinen Regimentskommandeur."

Zwei Genossen, zwei Meinungen. Jeder sieht den Kommandeur mit anderen Augen. Aber schließt Lächeln militärische Strenge aus? Oberstleutnant rer. mil. Horst Zander ist Kommandeur, und er muß in den verschiedensten Situationen eben auch unterschiedlich auftreten.

Hei snakt plattdütsch

Langsam biegt der „Wolga" in die Wohnsiedlung ein. Rolf Pagel braucht nur auf das Bremspedal zu tippen. und der Wagen steht.

„Also dann gute Nacht, Genosse Pagel", sagt der Kommandeur und reicht seinem Fahrer die Hand.
„Genosse Oberstleutnant ..." Die Stimme des Soldaten klingt schüchtern. Im Oktober noch war er Muni-Fahrer, und nun ... „Ich brauche noch Ihre Unterschrift für das Fahrtenbuch."
„Ordnung muß sein. Na, dann her damit."
Der Kugelschreiber muß kalt geworden sein. Die Mine zerkratzt das Papier.
„Sönn Schief von Schriewer. Utm Finster möt man den Meß schmieten", schimpft Rolf Pagel leise vor sich hin.
„Häst ganz recht, mien Jung. Dat Ding schriwt würklich nich", antwortet der Kommandeur und nimmt seinen Halter. ▶

Rolf Pagel wird rot bis über die Ohren.

‚Hei is'n Plattdütschen!'

„Good Nacht, mien Jung", wünscht der Kommandeur.

„Good Nacht", erwidert Rolf Pagel. Er ist verdattert. Er vergißt, das „Genosse Oberstleutnant" hinzuzufügen, er bemerkt nicht, daß er nicht Hochdeutsch gesprochen hat.

Tage später. Rolf Pagel wartet auf dem Schießplatz. Er liest. Die Tür geht auf.

„Was lesen Sie denn Schönes?"

„‚Blinkfüer'."

„Also ein plattdeutsches Buch. Geben Sie mal her."

Während der „Wolga" über die verschandelte Straße springt, liest Horst Zander in dem abgegriffenen Buch von Kinau.

„Pagel, hürns eis tau", meint der Kommandeur plötzlich. „Dat 'sn dolles Ding!"

Der rotbäckige mecklenburgische Kfz.-Schlosser lenkt den Wagen durch den Schlaglochslalom, der mecklenburgische Molkereiarbeiter liest ihm vor – eine echte mecklenburgische Läusche.

Examensnacht

Es regnet, regnet, regnet.

Horst Zander zerrt die Uhr auf das Handgelenk. Wenige Minuten noch, dann ist es drei. Also noch gut vier Stunden bis zum Angriff. Die Augen brennen. Fünfzig Kilometer Landmarsch. Sie haben es in sich. Und wieviel Kilometer noch! Stockdunkel ist die Nacht. Und dann diese Wege. Unvorstellbare Wege.

Da! Eine Meldung! Wer? Major Tuchardt? Was ist mit dem zweiten Bataillon? Fünf Panzer abgesackt? Festgefahren? Kein Durchkommen?

Horst Zander schiebt sich die Pelzmütze ins Genick.

Minuten später ergeht der Befehl an den Bataillonskommandeur, sofort rückwärts aus dem Waldweg herauszufahren, zu wenden und eine neue Marschstrecke zu erkunden.

Es kommt keine Quittung. Statt dessen aber kommt die Nachricht, daß auch das dritte Bataillon unweit des zweiten im Parallelweg stekkengeblieben ist.

„Meine erste Staffel!" Oberstleutnant Zander stützt den Kopf in die Hände, drückt die Daumen gegen die pochenden Schläfen. „Das zweite Bataillon fest, das dritte fest... Das muß dir bei deiner ersten Übung passieren. Es ist doch zum..."

Und wieder keine Quittung.

Wie auch sollte sie kommen? Ununterbrochen ruft er in den Äther, ohne die Empfangstaste zu drücken...

Die Funker werden vom Schlaf überfallen. Immer schwerfälliger reagieren sie. Was tun? Keine Verbindung zur ersten Staffel. Die Kommandeure sind auf ihrem Posten; daran ist nicht zu zweifeln. Aber warum antworten sie nicht? Warum? Zum ersten Mal führt Oberstleutnant Zander ein Regiment, sein Regiment ins Gefecht. Rauhe Wirklichkeit.

Langsam, aber unaufhaltsam rückt der kleine Zeiger der Uhr auf die Vier. Der Divisionskommandeur bestätigt seinen Entschluß: Neue Marschstraßen, neues Marschtempo.

Um sieben Uhr und keine Minute später haben die Panzer den Hauptstoß zu führen. Schon sind die Aufklärer in die Nacht gefahren, um neue Marschwege zu erkunden. Oberstleutnant Zander hat sich entschlossen, die Kräfte um-



zugruppieren. Das erste Bataillon, mit dem er fuhr und das die zweite Staffel bilden sollte, wird er vorziehen. Die erste Staffel sind nun das erste und das zweite Bataillon. Einen anderen Weg gibt es nicht.

Wird es Major Malter schaffen in der neuen Situation, nun als zweite Staffel fahrend, die Aufgaben zu erfüllen? Was aber, wenn das dritte Bataillon sich wiederum festfährt? Malter wird es schon schaffen. Nur nicht den Mut verlieren.

Noch dreißig Kilometer.

Noch drei Stunden ...

Das muß zu schaffen sein. Trotz der Umwege, trotz der Umgruppierung.

Aber nun darf nichts mehr geschehen.

Die Kommandeure melden endlich, daß ihre Bataillone im Vormarsch sind. Sie halten das Tempo ein. Auf den eben erst erkundeten Wegen.

„Na, oll Jung, dat häst noch mol wedder henkrägen." Ein Lächeln entspannt das Gesicht des Kommandeurs. „Man tau!"

Heiße Wochen

Das dritte Rennen. Sechs Panzer haben bereits geschossen. Sie haben schlecht getroffen. Sehr schlecht. Zu siebzig Prozent wurden die Bedingungen – nicht erfüllt.

Und auch diese drei, die nun auf den Bahnen sind, ballern Luftlöcher.

Der Bataillonskommandeur rauft sich die Haare. Wie kann das nur möglich sein! Noch beim letztenmal, da wurde bei der gleichen Aufgabe die Note „Eins" erreicht, und nun ...

„Genosse Major! Was soll das? Soll das etwa Ihre Vorbereitung auf das Inspektionsschießen sein?"

Major Arthur Tuchardt schrickt zusammen. Neben ihm steht der Divisionskommandeur.

„Sie verlassen mit dem Bataillon sofort den Schießplatz! Sofort!" .

Ergrimmt poltert der Oberst die Treppe des Kommandoturms herab. Wenig später fährt er in seinem „Wolga" davon.

Major Tuchardt wird in das Zelt des Kommandeurs befohlen.

„Sie haben mich sehr enttäuscht, Genosse Tuchardt. Nicht nur als Bataillonskommandeur, auch als Mitglied der Regimentsparteileitung. Wie nur konnte das passieren?"

Arthur Tuchardt möchte sich am liebsten irgendwo auf dem Gelände eingraben. So sehr schämt er sich.

„Beim letztenmal *die* Klasseergebnisse ... Wir glaubten, uns auf das Schießen nicht mehr konzentrieren zu brauchen ..."

„Und nun?"

„Nun sind wir eingebrochen."

Oberstleutnant Zander holt tief Luft.

„Genosse Tuchardt, ich kenne Sie lange genug. Ich weiß, was Sie können. Aber was hat die Parteiorganisation getan, was die FDJ? Sie sind doch Leitungsmitglied.

Ich verlange von Ihnen, daß Sie sich sofort, noch hier auf dem Schießplatz, mit allen Parteimitgliedern beraten, daß Sie sich mit den Kompaniechefs, den Zugführern und Kommandanten auseinandersetzen.

Ich möchte nicht, daß noch einmal eines unserer Bataillone vom Schießplatz gejagt wird."

„Es wird sich nicht wiederholen, Genosse Kommandeur", versichert Arthur Tuchardt. ▶

Illustration: Harri Förster



Warum hat das Bataillon versagt, warum vor allem die vierte Kompanie? Funktionierte die Zielanlage nicht? Waren die Kampfwagenkanonen nicht richtig angeschossen? Taugte die Munition nichts? Oder ...

In der Parteiberatung decken die Genossen die wahren Ursachen auf. Die Erfolge des letzten Schießens hatten jeden zu selbstsicher gemacht. Jetzt wurde die Rechnung präsentiert. Die Organisation war nachlässig, die Forderungen des Schießkurses waren nicht konsequent eingehalten worden, die Richtschützen hatten nur oberflächlich trainiert ...

Bis zum Inspektionsschießen bleiben noch vier Wochen Zeit, vier kurze Wochen.

Sie vergehen schnell.

Immer wieder kommt Oberstleutnant Zander ins zweite Bataillon. Oder einer seiner Mitarbeiter. Der Regimentskommandeur steigt selbst in den Panzer, überzeugt sich vom Können der Besatzungen, gibt den Richtschützen Hinweise, den Kommandanten, den Fahrern.

Als das Bataillon erneut auf dem Schießplatz erscheint, besitzt jeder Kommandeur einen klaren Überblick über das Können seiner Soldaten. Die Noten, eingetragen in einem Leistungsspiegel, sprechen dafür, daß die Fehler der vergangenen Wochen ausgemerzt sind.

Die vierte Kompanie schießt.

Eine Eins, noch eine Eins, eine Zwei. Und wieder eine Eins, und wieder eine Zwei.

Nach jedem Rennen atmet Horst Zander ruhiger.

„Na, Genosse Tuchardt, was sagen Sie nun? Unser Mühen hat sich ausgezahlt." Horst Zander lächelt, ruhig, zufrieden. Wie immer.

„Ja-wohl, Genosse Oberstleutnant. Die erste Übung ein glattes Ausgezeichnet, bei der zweiten fehlt dazu ein einziges Prozent."

„Und das Bataillon?"

„Genauso."

Geburtstagswein

Im Offiziersspeisesaal. Ein festlich gedeckter Tisch. An ihm sitzen zwei Soldaten und ein Gefreiter. Der Regimentskommandeur kommt, geht auf die Genossen zu, schüttelt ihnen die Hand, wechselt mit ihnen ein paar herzliche Worte. Leise klingen Gläser aneinander.

„Unsere Geburtstagskinder", raunt mir Horst Zander zu. „Wir wollen ihnen ihren Ehrentag so schön wie möglich machen."

Ich nicke.

Zu Weihnachten schreibt der Kommandeur den Eltern der zwanzig besten Soldaten Briefe. Er dankt den Müttern und Vätern, daß sie uns so prächtige Menschen erzogen haben.

Horst Zander erhält Antwort. Einen Brief habe ich gelesen. Eine Mutter aus Leipzig schreibt dem Kommandeur, daß sie zum ersten Mal ohne ihren Sohn das Fest verleben muß. Doch sie freut sich darüber, daß ihr der Sohn keine Schande bereitet. Sie ist stolz auf ihn.

„Weißt du, ich meine, daß ein Offizier zuallererst Erzieher sein muß. Weiß er klug die Leistungsbereitschaft seiner Soldaten zu wecken, wird es ihm kaum noch schwerfallen, ihnen zu helfen, sich Fähig- und Fertigkeiten anzueignen", sagt Horst Zander.

„Wolltest du eigentlich Offizier werden?"

Horst Zander wiegt den Kopf.

„Ich? 1949?"

Er lächelt verschmitzt.

„Also, ganz ehrlich, ich wollte bei der Volkspolizei nur drei Jahre abreißen. Gleich nach der Lehre.

1950 aber wurde ich Kandidat unserer Partei. Die Volkspolizei wurde gerade ein Jahr alt..."

„Und heute?" frage ich.

„Heute? Ich gehe in meiner Funktion auf, aber ... Als Molkereifachmann hätte ich wohl auch meinen Mann gestanden. Ich habe meinen alten Beruf gern gehabt."

Am Uniformrock des breitschultrigen, untersetzten Enddreißigers blinkt das rote Dreieck mit dem Bildnis Friedrich Engels'. Ein Akademiker also.

Horst Zander hatte nicht gerade den Wunsch, Regimentskommandeur zu werden. Er hatte andere Pläne. Aber es wurden nun einmal unbedingt Kommandeure gebraucht. Da sagte er sich, geh' zurück in das Regiment, in dem du schon einmal Erster Stellvertreter warst. Dort kennst du fast jeden älteren Offizier, und die jüngeren sind in der Mehrzahl deine Schüler gewesen.

Ja, bevor Horst Zander zur Militärakademie nach Dresden delegiert wurde, war er drei Jahre lang Erster Stellvertreter an der Panzeroffiziersschule. Oberst Brandis war sein Vorgesetzter.

„Dem alten Genossen Brandis habe ich sehr viel zu verdanken. Immer wieder sagte er uns: Verdammt nie einen jungen Menschen. Auch ihr habt mit zwanzig Jahren manche Dummheit gemacht. Versetzt euch in die Situation der Soldaten, versucht, sie zu verstehen.

Du mußt wissen, Oberst a. D. Hein Brandis war Spanienkämpfer", fügt Horst Zander hinzu.

„Und noch eins. Ich wollte nicht nur deshalb dieses Regiment führen, weil ich die Mehrzahl der Offiziere kenne. Die kenne ich in anderen Panzerregimentern ja auch.

Weißt Du", der Kommandeur lächelt wieder still vor sich hin, „vor allem wollte ich, ein Mecklenburger, ein mecklenburgisches Regiment führen. Du weißt doch, wie es ist. Kommst du in ein Dorf und verstehst Platt, bist du gleich angesehen; sprichst du's, hast du meist schon gewonnen. Na, und die Bräuche, die Gepflogenheiten ... Das macht viel aus.

Wenn ich da nur an meinen rotbäckigen Jungen, meinen Kraftfahrer, denke. Zu dem muß man doch einfach Vertrauen haben."

Wir helfen uns gegenseitig in die Mäntel, setzen die Pelzmützen auf, gehen hinunter auf die Kasernenstraße.

Wenn er den Gruß der Soldaten erwidert, lächelt er ihnen gleichzeitig zu.

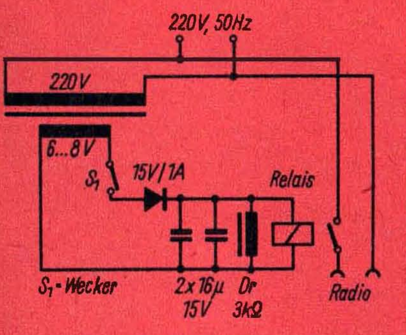
Die Panzermänner vertrauen ihrem Kommandeur, und er vertraut ihnen.



AR-COCKTAIL

Automatische Schaltuhr

Von Musik geweckt zu werden, statt durch das schrille Rasseln eines Weckers, dürfte auch für manchen Unteroffizier eine erstrebenswerte Annehmlichkeit sein.
Besitzt er einen Wecker mit Plastgehäuse (Preis etwa 15,– MDN), so wird die Konstruktion des Auslöseschalters sehr einfach. Als Schalterkontakte dienen einmal die Spiralfeder des Klingelwerkes, zum anderen ein etwa 2 mm von der gespannten Feder entferntes blankes Drahtende, das isoliert am Plastgehäuse befestigt wird.
Bei der automatischen Auslösung des Klingelwerkes entspannt sich die Spiralfeder und schließt mit dem über ihr stehenden Drahtende einen Schwachstrom-Stromkreis. Dadurch zieht ein Relais an, und mit den



Elektrische Schaltung für eine automatische Schaltuhr. S 1 wird vom Wecker betätigt.

Relaiskontakten wird der Stromkreis für den Rundfunkempfänger geschlossen. Die Glocke oder der Klöppel des Klingelwerkes können entfernt werden.
Die Abbildung zeigt die elektrische Schaltung für einen „Radiowecker", mit dem natürlich auch andere elektrische Geräte (Lampe) zum bestimmten Zeitpunkt eingeschaltet werden können. S1 ist der im Wecker einzubauende Schaltkontakt.
Als Relais eignet sich ein altes Postrelais. Die Schaltung wird in ein kleines Gehäuse eingebaut. Nach außen führt die Netzschnur, am Gehäuse sitzt eine Steckdose. Zum Ausschalten wird das Klingelwerk aufgezogen, so daß der Schalter S 1 wieder offen ist. **D. Langer**



Die deutschen Dinge

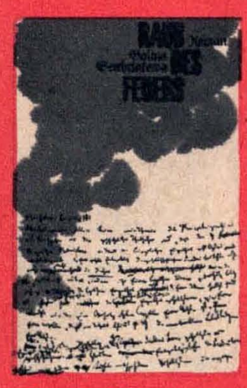
Ab Mitte März strahlt der Deutsche Fernsehfunk eine 15teilige Fernseh-Dokumentation zur Geschichte der deutschen Nation aus, das umfangreichste publizistische Vorhaben des DFF in diesem Jahr. Zwölf Jahrzehnte deutscher Geschichte, angefangen von der März-Revolution 1848 bis zur Gegenwart, werden jeweils in einer Stunde am Bildschirm abrollen. Damit wird zum ersten Male für Millionen Fernsehzuschauer ein umfassendes Geschichtsbild vermittelt, das sowohl in wissenschaftlicher als auch populärer Weise den historischen Zusammenhang zwischen dem Gang der bisherigen Geschichte und den bedeutenden Fragen der Gegenwart sichtbar macht.
Die erste Folge behandelt die Jahre 1848–1870, umfaßt also die Zeit von der ersten bürgerlich-demokratischen Revolution in Deutschland bis zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in Eisenach. Um diese Epoche für die Spezifik des Fernsehens zu gestalten, wurden hauptsächlich zeitgenössische Grafiken und bildliche Darstellungen verwendet und damit in Verbindung Filmaufnahmen aus der Gegenwart benutzt. Besonders erwähnenswert ist, daß das Kommunistische Manifest an Hand einer Nachdichtung von Bertolt Brecht behandelt wird, für die Herbert Sandberg die entsprechenden Bilder anfertigte. Den Text spricht Ekkehard Schall. Autor der ersten Folge ist Wolfgang Böttner, in dessen Händen auch die Gesamtleitung der Sendereihe liegt. *H. M.*

Bonn-Bonn's

Es war mal ein Nazi, der hielt bis zuletzt
im Heere in Bonn einen Posten besetzt.
Der Mann war sogar Inspekteur.
Da mußte schnell ein andrer her. –
Ein Nazi, ein alter, der hat ihn ersetzt.

„Tünnes, hier schreibt die in Frankfurt/Main erscheinende Zeitung ‚Leipziger Neueste Nachrichten', es gäbe in Leipzig vieles zu kaufen und es habe keine Not mehr. Aber wichtige Dinge fehlen: Die Freiheit fehlt!" – „Die Leute haben recht!" – „Was denn, die Freiheit gibt's nur in der Bundesrepublik?" – „Zu kaufen!"

„Hör mal, da veröffentlichte in der ‚Soldaten-Zeitung' ein Herr Foerder, Landespressereferent Nordrhein/Westfalen der ‚Landmannschaft Ostpreu-



Kultur und Fortschritt, 1966, 579 S. 9,20 MDN

Galina Serebrjakowa: „Raub des Feuers“

Die größte Reise beginnt mit dem ersten Schritt, das gewaltigste Bauwerk mit dem ersten Hammerschlag, die bedeutendste gesellschaftliche Umwälzung hat ihre ersten Gedanken. Und hochinteressant ist es zu sehen, wie es war beim ersten Schritt, beim ersten Gedanken, und wer sie waren, die Pioniere des Neuen. Dieses Buch zeigt uns Baumeister besonderer Art, altvertraut mit Namen oder auch unbekannt bislang, die darangingen, eine neue Welt zu bauen. Zwei Jahrzehnte aus dem vorigen Jahrhundert gestaltet die Autorin, und es mögen die bewegtesten gewesen sein: 1844 bis 1864. Was alles liegt in dieser Spanne Zeit! Die Revolutionen in Frankreich und Deutschland 1848. Das Blutvergießen danach, als die Konterrevolution marschierte; Todesurteile, Kerker, Verfolgung. Das Feuer der Revolution wird niedergetreten, doch verlöschen wird es nicht. Die Arbeiter formieren sich, der Bund der Kommunisten wird gegründet, das Kommunistische Manifest geschrieben, die „Neue Rheinische Zeitung“ erscheint. die 1. Internationale konstituiert sich, das „Kapital“ ist in Arbeit, die theoretischen Begründungen des wissenschaftlichen Sozialismus werden formuliert. Marx und und sein Mitstreiter und Freund Friedrich Engels sind die zentralen Gestalten dieser Zeit und unseres Buches. Doch sie erscheinen nicht als Denkmal, ehrenwert und unnahbar in ihrer Größe. Wir erleben das Forschen und Ringen, die Freuden und Nöte dieser Männer: Marx' Sorge um das tägliche Brot, bei der oft nicht einmal Engels mehr aushelfen kann. In der Familie des Revolutionärs und Philosophen herrscht alles andere als Sorglosigkeit und Sonnenschein, meist fehlt das Geld zum Nötigsten. Kinder werden krank, Trauer zieht ein. Noch andere Persönlichkeiten kommen uns nah, untadelige und zwielichtige: Freiligrath und Weerth, Heine, Wilhelm Liebknecht und Lassalle, Bakunin, Weitling, Herzen, August Blanqui; Jenny Marx und ihre Kinder vor allem und viele andere.

ßen', ein Pamphlet, das er unterzeichnet ‚Mit ostdeutschem Gruß!‘“ — „Na und? Herr Foerder begründet drin seine Forderungen!“ — „Mit ostdeutschem Gruß?“ — „Unsinn! Mit großdeutschem Stuß!“

„Tünnes, die IG Chemie, Papier, Keramik fordert: ‚Jetzt Kurswechsel.‘“ — „Dazu kann ich das Potsdamer Abkommen empfehlen!“ — „Als Tarifvertrag?“ — „Ach wo! — Als Kursbuch!“

Kardinal Spellmann hat es erlaubt,
daß ein Ami brennt, mordet und raubt,
christlich sei das! —
Das ist etwas, was
nicht mal des Teufels Großmutter glaubt!

H. Lauckner

Zeichnung: Arndt





HAUPTMANN WERNER UNGER

Geboren: 4. Mai 1931, Beruf: Maurer, Klub: FC Vorwärts Berlin, größte Erfolge: 7 A-, 11 B-Länderspiele, 9 Spiele in der DDR-Olympiamannschaft, Mitgewinner der olympischen Bronzemedaille (Tokio 1964), 5mal Deutscher Meister mit dem FC (ASK) Vorwärts Berlin.



Hat ein Oberligafußballer die dreißig überschritten, kommt allmählich für ihn die Zeit, da er ans Aufhören denken muß. Werner Unger aber erlebte als 33jähriger noch den Höhepunkt seiner langen Fußballerlaufbahn: die Teilnahme an den Olympischen Spielen und Gewinn einer Bronzemedaille. Heute ist er der älteste Oberligaspieler unserer Republik. Immer noch steht er im Deckungszentrum des Deutschen Meisters FC Vorwärts. Große Erfahrung, sicheres Stellungsspiel und nie erlahmende Einsatzfreude machen ihn noch immer unentbehrlich. 1949 wurde er in Leipzig Angehöriger der Bereitschaftspolizei, spielte in einer Bezirksklassen-Mannschaft Fußball, bis er 1951 bereits bei Vorwärts Leipzig erstmals Oberligaluft schnupperte. Den gelben Dreß der Berliner Vorwärts-Elf trägt er nun schon zwölf Jahre — eine bewundernswerte Leistung! An viele Reisen, eindrucksvolle Begegnungen, schöne Erlebnisse, dramatische Spiele erinnert er sich: „Tokio, Indonesien, Moskau, Afrika, unser 4 : 1 Sieg über die UdSSR in der Olympiaausscheidung!“ Im nächsten Jahr beginnt sein Sportlehrerstudium in Blankenburg. Sein Ziel: Jugendtrainer beim FC Vorwärts. **Wi.**



Im Regiewagen ist das Bild auf den Kontrollgeräten. Auch die Aufnahmen einer anderen Linie laufen über einen Monitor.

Das Fernsehen im Gefecht ist die inhaltsreichste und aussagekräftigste Nachrichtenübermittlung für den Kommandeur. Keine mündliche oder schriftliche Meldung über die Lage sagt ihm soviel wie der Blick auf den Monitor. Diese Feststellung ist in den Probeeinsätzen der vergangenen Jahre mehrfach bestätigt worden. Auch beim Manöver „Moldau" war das Fernsehen mit von der Partie. Unsere Mitarbeiter Oberstleutnant Kurt Erhart (Berlin) und Major Jiři Blecha (Prag) nutzten die Gelegenheit, um ein wenig hinter die Kulissen dieser interessanten Technik zu schauen. Sie waren zu einer

Stippvisite bei den Feldfernsehern

Auf dem „Feldherrenhügel" herrscht ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, die Tribüne ist bevölkert von gestikulierenden Offizieren. Dicke Kabel winden sich von Aggregatewagen durch das Gras zur Tribüne, Techniker in grünen Anzügen hantieren an Antennen, und in einem dunklen, nach vorn offenen Kasten flimmern die Bildschirme mehrerer Kontrollgeräte.

„Wir kommen gerade zur rechten Zeit", sagt Major Blecha, der Prager AR-Korrespondent. „Sie probieren die Fernsehanlage für morgen aus, da ist bestimmt der oberste Fernseher unserer Armee, Oberst Dr. Pekař, dabei. Er ist der richtige Mann, der uns einiges über das Feldfernsehen erzählen kann."

Die Vermutung stimmt, der Oberst hält sich bei den Übertragungswagen auf. Wir stellen uns vor; die deutsch-tschechoslowakische Co-Berichterstattung über den Aufbau und den Einsatz militärischer Fernsehlinien kann beginnen.

„Nehmen Sie den Trubel hier nicht zu ernst, wir sind noch beim Prüfen der Strecken, die



Übertragung ist noch nicht einwandfrei. Auf der Tribüne fällt auch noch zu viel Licht auf die Monitore", bemerkt der Oberst einleitend. „In einer Stunde können Sie mehr sehen. Wenn Sie erlauben, erkläre ich erst den allgemeinen Aufbau der Anlage."

In verschiedene Richtungen weisend, fährt er fort: „An vier Brennpunkten der morgigen Manöverhandlungen sind bereits Kameras installiert worden. Zwei Hubschrauber, einer mit Aufnahmegerät und einer mit einem Sender, stehen ebenfalls bereit. Über mehrere Dutzend Kilometer erstreckt sich jede Linie. Unsere Kameraleute werden die Aktionen der Luftlandeeinheiten, das Forcieren der Moldau durch die Panzer sowie andere Gefechtsaufgaben der Truppen aufnehmen. Über die Relaisstationen und den Regie- und Übertragungswagen gelangen die Bilder auf diese Fernsehgeräte, so daß jederzeit die Handlungen der Truppen verfolgt werden können."

Immerhin, das bevorstehende „Gefecht" wird sich über eine Fläche von mehreren km^2 erstrecken. Die Trassen zu den vier wichtigsten Abschnitten haben ja schon eine entsprechende Länge – einige Dutzend Kilometer, wie der Oberst sagte. Ob das die größtmögliche Entfernung ist, wollen wir wissen.

„Wo denken Sie hin. Wenn es sein muß, legen wir quer durch die ČSSR eine funktionstüchtige Fernsehlinie. Die Geräte dafür sind den militärischen Bedingungen angepaßt – leicht, nicht zu groß, gut zu transportieren. Fernsehen ist eben nur dann ein zweckmäßiges Führungsmittel, wenn es beweglich, zuverlässig, betriebssicher und wenig störanfällig arbeitet. Und das soll mit dieser Anlage erneut unter Manöverbedingungen erprobt werden."

Seit etwa 10 Jahren finden in verschiedenen Armeen Versuche mit feldmäßigen Fernsehanlagen statt. Aus der Sowjetunion, den USA, aus Polen und England sind Nachrichten darüber bekannt. In der ČSSR wird seit 1957 experimentiert. Anfangs konnten nur einfache Beobachtungsaufgaben und Versuche, Dokumente zu übermitteln, zufriedenstellend gelöst werden. Heute ist das Fernsehen ein Mittel der modernen Truppenführung geworden. Die Kommandeure erhalten damit die Möglichkeit, ‚mit eigenen Augen' den Verlauf der Kämpfe zu verfolgen, sie erhalten ein komplexes Bild der Situation weitab vom Gefechtsstand. Ihre Information ist unmittelbar und unverzerrt.

Unsere Frage, ob wir den Regiewagen aufsuchen dürfen, wird zustimmend beantwortet. Nach ein paar Kilometern Fahrt und einem kurzen Fußmarsch stoßen wir auf eine Kameragruppe. Mit Zweigen getarnt, stehen ihre Aufnahmegeräte „schußbereit".

Im Schutze alter Bäume hat der Regietrupp seine „Zelte" aufgeschlagen. Wenig Platz bietet der geländegängige „Praga" V 3 S. Sein Spezialkofferaufbau ist vollgestopft mit Geräten – Monitoren, Schaltpulten, Telefonen, Werkzeugkästen.

Soeben kam die Anweisung, den Raum der Luftlandung einzublenden. Das Dia mit dem taktischen Zeichen läuft. Das Telefon am Arbeitsplatz des „Fräuleins vom Amt", Unterfeldwebel Helena, klingelt: „Hubschrauberbild übernehmen!" verlangt der operative Offizier.

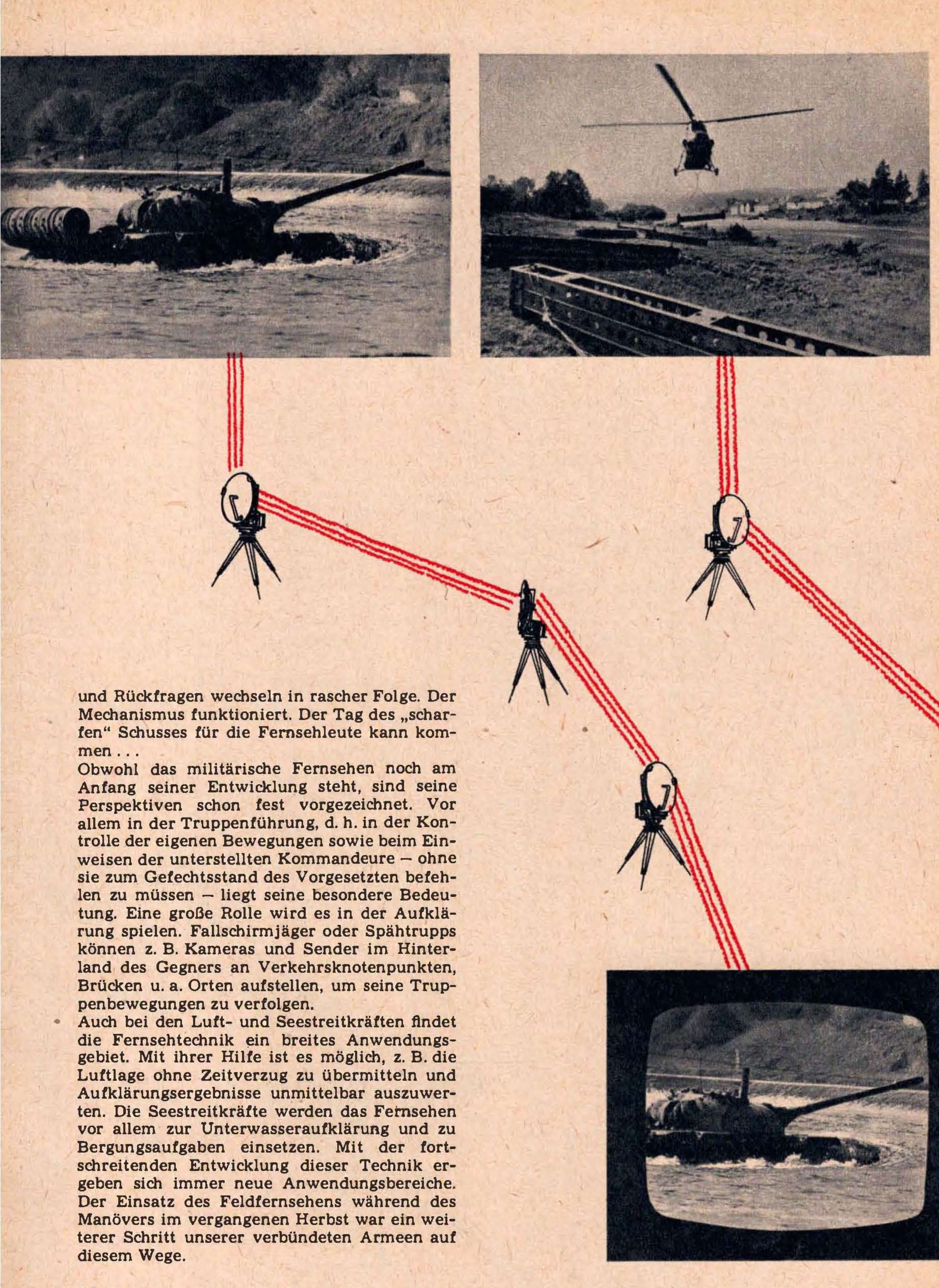
Auf den Bildschirmen der Kontrollgeräte wird der Platz aus der Vogelperspektive sichtbar, auf dem sich in wenigen Stunden die Fallschirme im Wind blähen werden.

Jede Kamera wird nun angewiesen, ihren Abschnitt ins Bild zu bringen. Die Generalprobe läuft. Kontrollen, Korrekturen, Anweisungen

Die Sendeantenne wird zur Übertragung auf den Gefechsstand gerichtet.
◀



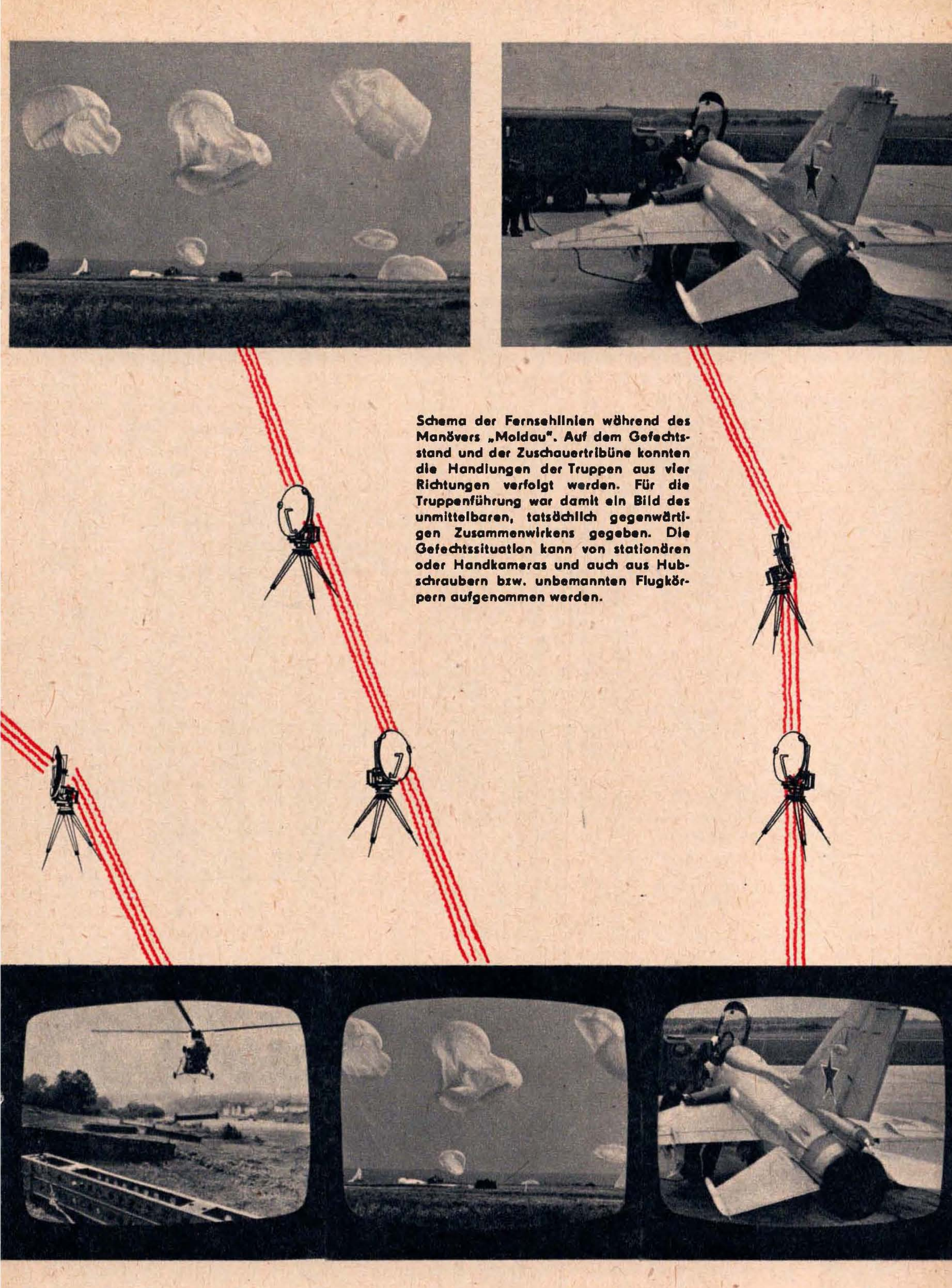
Die Kamera, die das Geschehen im Raume der Luftlandung einfängt, hat die Ankündigungstafel im Objektiv.



und Rückfragen wechseln in rascher Folge. Der Mechanismus funktioniert. Der Tag des „scharfen“ Schusses für die Fernsehleute kann kommen ...

Obwohl das militärische Fernsehen noch am Anfang seiner Entwicklung steht, sind seine Perspektiven schon fest vorgezeichnet. Vor allem in der Truppenführung, d. h. in der Kontrolle der eigenen Bewegungen sowie beim Einweisen der unterstellten Kommandeure – ohne sie zum Gefechtsstand des Vorgesetzten befehlen zu müssen – liegt seine besondere Bedeutung. Eine große Rolle wird es in der Aufklärung spielen. Fallschirmjäger oder Spähtrupps können z. B. Kameras und Sender im Hinterland des Gegners an Verkehrsknotenpunkten, Brücken u. a. Orten aufstellen, um seine Truppenbewegungen zu verfolgen.

Auch bei den Luft- und Seestreitkräften findet die Fernsehtechnik ein breites Anwendungsgebiet. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, z. B. die Luftlage ohne Zeitverzug zu übermitteln und Aufklärungsergebnisse unmittelbar auszuwerten. Die Seestreitkräfte werden das Fernsehen vor allem zur Unterwasseraufklärung und zu Bergungsaufgaben einsetzen. Mit der fortschreitenden Entwicklung dieser Technik ergeben sich immer neue Anwendungsbereiche. Der Einsatz des Feldfernsehens während des Manövers im vergangenen Herbst war ein weiterer Schritt unserer verbündeten Armeen auf diesem Wege.



Schema der Fernsehlinien während des Manövers „Moldau". Auf dem Gefechtsstand und der Zuschauertribüne konnten die Handlungen der Truppen aus vier Richtungen verfolgt werden. Für die Truppenführung war damit ein Bild des unmittelbaren, tatsächlich gegenwärtigen Zusammenwirkens gegeben. Die Gefechtssituation kann von stationären oder Handkameras und auch aus Hubschraubern bzw. unbemannten Flugkörpern aufgenommen werden.



Hauptgewinn	500 MDN
ferner: 4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN
an 30 Gewinner	1000 MDN

Sieben zum Siebten

In einigen Wochen beginnt der VII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Mehr als 17 Millionen Einwohner zählt unsere Republik. Jeder zehnte ist Mitglied der SED, der stärksten Partei Deutschlands.

Im April werden die Delegierten in Berlin zusammenkommen. „Wir schreiten mit einer erfolgreichen Bilanz zum VII. Parteitag. Unsere Partei hat seit dem VI. Parteitag eine große politische, ideologische und organisatorische Arbeit geleistet, um das Programm des umfassenden Aufbaus des Sozialismus zu verwirklichen", sagte Erich Honecker auf dem 13. Plenum des ZK der SED. An Sie, lieber AR-Leser, wollen wir sieben Fragen zum Siebten richten. Jeder kann mitraten. Wissen allerdings ist auch hier ein besserer Schlüssel zum Erfolg.

Schreiben Sie bitte auf eine Postkarte den Buchstaben der richtigen Antwort hinter die Nummer der entsprechenden Frage. Einsendeschluß ist der 1. 4. 1967 (Datum des Poststempels). Die Anschrift lautet:

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, PSF 7986
Kennwort: „Sieben zum Siebten"

1. Auf dem VI. Parteitag wurden die Grundlagen zu einem System ausgearbeitet, das alle Bereiche der sozialistischen Gesellschaft umfaßt und zu bedeutenden Erfolgen in der Wirtschaft, in der Kultur usw. führte. Handelt es sich um

a) die 5-Tage-Arbeitswoche aller 14 Tage,
b) das Neue Ökonomische System der Planung und Leitung,
c) die Industriepreisreform?

2. Der Landwirtschaft der DDR gelang es 1965 zum ersten Mal, das Aufkommen an den wichtigsten Nahrungsmitteln aus eigener Produktion zu decken. Eine Aufgabe an die LPG lautete, mehr Milch zu produzieren. Wurden 1966 je Kuh an Milch durchschnittlich erzeugt

a) 3000 kg,
b) 2500 kg,
c) 4500 kg?

3. In der DDR wurde nach dem VI. Parteitag der SED u. a. die elektronische Industrie besonders entwickelt. Welcher Bezirk wurde dabei zum Zentrum der Datenverarbeitungsindustrie

a) Magdeburg,
b) Dresden,
c) Erfurt?

4. Nicht nur die Erzeugnisse unserer Wirtschaft verschaffen uns in der Welt immer mehr Ansehen, sondern auch unsere konsequente Friedenspolitik. Der Besuch des Staatsratsvorsitzenden 1965 in einem afrikanischen Staat war ein überzeugender Beweis für die freundschaftlichen Beziehungen zu diesem Land. Erfolgte der Besuch in der

a) Syrischen Arabischen Republik,
b) Republik Guinea,
c) Vereinigten Arabischen Republik?





Sängerinnen des Staatlichen Ensembles für sorbische Volkskultur

5. In jedem Jahr finden in der DDR Festtage der Kultur statt, deren Organisator die Gewerkschaften sind. Neben Berufskünstlern treten vorwiegend Laienkünstler auf und wetteifern miteinander. Sind es die

a) **Berliner Festtage,**
b) **Händelfestspiele,**
c) **Arbeiterfestspiele?**

6. Die Kinderlähmung und der Flecktyphus wurden in der DDR ausgerottet. Während 1950 noch 19 283 Personen an Diphterie erkrankten, waren es 1964 nur noch 107 Personen. Auf dem Gebiet der Organisation der Tbk-Bekämpfung liegt die DDR an der Spitze aller Länder. Mehrere Tbk-Heime konnten bereits anderen Zwecken zugeführt werden. In einem thüringischen Städtchen an der Ilm arbeitet die 1958 vollendete Heilstätte, die zum Zentrum der Tbk-Bekämpfung wurde. Liegt sie

a) **in Ilmenau,**
b) **in Bad Berka,**
c) **in Rudolstadt?**

7. Die Militärkoalition der Warschauer Vertragsstaaten ist ein sicherer Schild des sozialistischen Aufbaus. Die brüderlich vereinten Armeen erproben seit einigen Jahren regelmäßig in größeren Manövern ihre Kampfkraft. War das Manöver „Oktobersturm" im Herbst 1965 auf dem Territorium

a) **der ČSSR,**
b) **der Volksrepublik Polen,**
c) **der DDR?**



Auflösung Nr. 1/1967
1000-MDN-Preisausschreiben

„Spitzenmodelle" wurden: Tageskleider: M 2; festliche Kleider: M 3; sportliche Kleidung: M 1.

Es gewannen:

500,– MDN:

Matrose Ch. Weyer, Rostock 12

50,– MDN:

Uffz. Werner Jantsch, Doberlug-Kirchhain; Ob.-Maat Klaus Enger, Peenemünde; Edeltraud Zschornack, Crosta; Renate Rößler, Rositz.

20,– MDN:

Horst Nöller, Sebnitz; Hans Grasse, Berlin 17; Matrose Ulrich Schützko, Rostock 13; Franziska Richter, Arnstadt; Uffz.-Sch. I. Barth, Eilenburg.

10,– MDN:

Gerhard Kaiser, Leipzig 22; G. Sewing, Markkleeberg; Hellmut Richter, Wehrsdorf; Brunhilde Berger, Berga/Kyffh.; Offz.-Sch. Wilfried Müller, Plauen; Ulrich Rothenkirch, Bad Kösen; Roswitha Kremtz, Coswig; Hannelore Nagel, Leipzig 31; Bernhard Lachmann, Leipzig 21; I. Schnirch, Greiz; Uffz. Gerd Ringer, Königs Wusterhausen; Gefr. Karl-Heinz Metzner, Göttengrün; Erdmuthe Merbold, Halle; Frank Albrecht, Langendorf; Wolfgang Bialek, Halle; Kan. Stoof, Prora/Rg.; N. Rauschenbach, Gera/Bieblach; Gefr. Klaus Neukirchner, Gutenfürst; Gefr. Udo Dinse; Berlin-Oberschöneweide; Jutta Barfknecht, Leegebruch.

Menschen unserer Nächte

Interview vor Mitternacht

21 Uhr 30. Unser Gesprächspartner ist der Leiter der Berlin-Redaktion des „Neuen Deutschland".

Genosse Bolduan! „Menschen unserer Nächte" sind gewissermaßen bei Euch All„tag". Weshalb eigentlich die regelmäßigen „Telefon-Interviews vor Mitternacht" im „ND"?

Aktualität ist Trumpf beim „ND". Geht es um grundlegende Analysen, wird die Aktualität nicht mit der Elle eines Tages gemessen. Aber auch die Tagesaktualität wird bei uns großgeschrieben.

Aber euer nächtliches Berlin-Interview kann man in Suhl und Rostock nicht lesen.

Ob man es dort lesen möchte, sei dahingestellt. Aber gegenwärtig wäre das am folgenden Morgen auch nicht möglich. Wir drucken nur in Berlin. So muß die Ausgabe für die Bezirke einige Stunden früher ausgedruckt sein als die Berliner Ausgabe. Aber bald wird das anders. Die fertigen Seiten werden dann per Funk auch Druckereien Rostocks, Halles und Dresdens übermittelt. Gleichzeitig führen wir den Offsetdruck ein. Dadurch verbessert sich vor allem die Bildqualität.

Tatsächlich! Dieser Probedruck kann es in der Bildqualität beinah mit der AR aufnehmen. Doch zurück zu den Telefon-Interviews: Geht es nur um die Aktualität?



Nehmen wir das bevorstehende Interview. Seit dem 2. Januar fährt keine Straßenbahn mehr über den Alex. Das ist heute wegen der Bauarbeiten im Zentrum und später wegen des anwachsenden Kraftverkehrs nicht mehr möglich. 12 Straßenbahn- und Buslinien wurden verändert oder sind völlig neu. Vor ein paar Tagen berichteten wir, daß der Verkehr morgens klappte. Da riefen Berliner an: Abends rollt es durchaus nicht so gut. Deshalb heute das Interview mit dem Verkehrsdirektor. Über den heutigen Verkehrsablauf haben wir uns bereits informiert.

Da zeigt ihr also, was es heißt, nicht nur kollektiver Propagandist und Agitator, sondern auch kollektiver Organisator zu sein.

Auf das „ND" insgesamt trifft das zweifellos zu. Für unser kleines Telefon-Interview würde ich nicht so große Worte gebrauchen.

140 Telefon-Interviews in einem guten Jahr – war es nun auch ein gutes Jahr?

Nicht nur der Fernsehturm ist gewachsen und leuchtet aus 200 Meter Höhe. Weil wir heute bei der BVG sind: Am 2. März 1966 sprachen wir auch mit der BVG. Damals hatte der O(hne)-S(chaffner)-Betrieb Premiere. Seit Beginn des Jahres fahren bereits alle Verkehrsmittel ohne Schaffner. Wenn wir auf der ersten Seite des „ND" über Berlin als Weltstadt berichten, dann mögen die Probleme unserer Interviews vielleicht nichtig wirken, aber erst alles zusammen ergibt das vollständige Bild. Übrigens wird sich ein motorisierter Gast im Zentrum zur Zeit kaum zurechtfinden. Die Bau- und Abrißarbeiten weisen bereits in die nächsten Jahre. Es geht vorwärts in Berlin. Auch nachts.

Da braucht uns also um Themen für Eure Nachtarbeit, die Interviews, nicht bange sein. Deshalb toi, toi, toi, beim tausendsten sehen wir uns wieder.

„Die Nacht" fällt aus

Eine Lichtglocke hängt in der Dunkelheit über der Halle. Doch „Die Nacht", Höhepunkt jeder Radrenn-Winterbahnsaison, findet dieses Jahr nicht statt. Was da lärmt, sind Baumaschinen und Preßlufthämmer, und die Zurufe gelten nicht den Sportlern, sondern es sind lautstarke Anweisungen der Brigadiers und Poliere.

Der Halle ist das Kleid zu eng geworden. Fundament, Stahlgerüst und Wände bleiben, sozusagen als Korsettstangen. Aber alles andere neu macht – des Nachts und des Tags auch eine Einheit unserer Soldaten. Denn schnell soll alles gehen, wie das bei einem neuen Kleid für eine Frau immer so ist.

An Tempo ist die Dame schon gewöhnt. Sechs Monate nur brauchten die FDJ-Brigaden, um auf den Fundamenten eines alten Kühlhauses die moderne Halle zu errichten. Am 17. Januar 1950 faßte das Politbüro der SED den Beschluß: „Freie Bahn unserer Jugend". Er empfahl, Mittel für den Bau von Sportstadien und Turnhallen in den Investitionsplan 1950 aufzunehmen. Pfingsten 1950, zum I. Deutschlandtreffen, wurde die Halle eingeweiht.

Die Eröffnungsveranstaltung sah eine sowjetische Turnriege. Es war ein Schauturnen. Unsere Sportler konnten tatsächlich nur schauen – und lernen. Neidlos stimmten sie in die Sprechchöre für den legendären Tschukarin ein.

Seitdem hat die Halle viel gesehen und gehört. Das begeisterte „Paule! Paule!" der Handballfreunde hob schon oft fast das Dach aus der Verankerung. Es galt einem Sportler, der in der Halle während der ersten Weltmeisterschaft spielte, die die DDR ausrichtete, und der mit seiner Clubmannschaft den Europapokal in die DDR holte.

Auch für den Gefreiten Lothar Müller, einen der „Tag- und Nachtarbeiter", wurde Paul Tiedemann Vorbild. „Seine Wurfkraft, die Spielübersicht, diese Hüftwürfe – einmalig!" So lautet sein Urteil. Er eiferte ihm nach. Nicht ohne Erfolg. 1962 wurde er mit seiner Mannschaft, der BSG Stahl Frankleben, Deutscher Meister der B-Jugend. Auf dem Parkett der Halle! Im Dezember half er nun mit, dieses Parkett herauszureißen. „Traurig?" – „Ach, woher. Wird doch große Klasse, die Halle: Hallenhandballfeld, Eisfläche, neue Klimaanlage, moderne Stühle und Bänke, Selbstbedienungsstraßen, Ballettraum, neue Fassaden, eine neue Basketball- und Volleyballhalle! Daß wir hier helfen dürfen!"

1958 – das war die erste Weltmeisterschaft in der Halle. 5 Jahre später waren es bereits 45 internationale Meisterschaften, Sportkongresse und Tagungen. So hieß es im Bericht an den VI. Parteitag der SED im Jahre 1963. Seit Bestehen der Halle haben hier fast alle Parteitage stattgefunden. Die Halle war auch zu einem historischen Ort in der deutschen Arbeiterbewegung geworden. Walter Ulbricht hatte übrigens ein halbes Jahr vor dem VI. Parteitag eine neue Etappe der sozialistischen Sportbewegung mit der Losung eingeleitet: „Jedermann an jedem Ort – in der Woche einmal Sport."

Das „He, he, he" der Radsportfreunde gellt nun auch schon seit 17 Jahren durch die Halle.

Es galt auch dem Unterleutnant Günter Röder. Im Radsport ist er kein Unbekannter. Leistungsklasse 1, d. h. die höchste, Friedensfahrtausscheidungen, Harzer Bergpreis, Sachsenpreis stehen in seinem Startbuch. In diesem Winter ist er als Zugführer und mit Arbeitszeug in die Halle gekommen. Gespannt erwartet er die neue Piste, für die die ostsibirische Kiefer schon

Das Außenministerium am Marx-Engels-Platz.



lange ablagert. Vielleicht hilft uns auch die neue Bahn, die 20 Meter verlorenen Boden bis zur absoluten Weltspitze wieder aufzuholen. Die Radsportler haben auf den Straßen großer Rennen eine Grundwahrheit erkennen müssen, die auf allen Parteitagen ausgesprochen wurde: „Stillstand bedeutet Rückschritt!“

Günter Röder wird den kommenden Parteitag besonders aufmerksam verfolgen, ist er doch seit Anfang des Jahres Mitglied der Partei. „Warum ich um die Aufnahme bat? Als Offizier ist das für mich doch selbstverständlich.“ Als Leistungssportler war und ist ihm Täve das große Vorbild. Der legt nicht mehr die Taktik bei der Friedensfahrt fest, aber bestimmt als Mitglied der Volkskammer mit, in welchem Tempo sich unsere Republik entwickelt. Und vielleicht wird Genosse Schur auch zu den Delegierten des Parteitages gehören, die als erste die neue Halle betreten werden.

Danach kann dann beim Sport die bessere Akustik der Halle ausprobiert werden. Beim Steherrennen wird es wieder von den Rängen tönen: „Otto, wirf den Riemen auf die Orgel!“ Und vielleicht wird der Beifall auch wieder den Turnern gelten. Würde wie 1950 wieder eine sowjetische Riege antreten, gäbe es kein einseitiges Schauturnen mehr. Unsere Turner haben schon Gleichwertiges zu bieten.

„. . . 8, 9, 10: Klasse!“

Die Halle trägt den Namen des Antifaschisten und deutschen Meisters im Ringen, Werner Seelenbinder. Er verkörpert die Einheit von Arbeiterbewegung und Sport — wie die nach ihm benannte Halle.

Malte Kerber

Die „Husemänner“

„Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht so weit . . .“ Auch für Gerhard Knorr noch nicht. Seine Nachtschicht im Kabelwerk Oberspree beginnt erst um 22 Uhr. In zwei Stunden wird er das Stullenpaket in der Aktentasche verstauen und an der kalten Haltestelle auf die hoffentlich pünktliche Straßenbahn warten.

Vor Gerhard Knorr liegt das Tagebuch der Brigade „Walter Husemann“ aus der Starkstromkabelfabrik des KWO. Schon an manchem Abend nahm sich der Parteigruppenorganisator Knorr dieses Buch vor.

So auch heute. Die „Husemänner“ wollen zum Parteitag zum zweiten Male den Ehrentitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ erringen. Aber solch eine Auszeichnung bekommt man nicht geschenkt. Sie hatten sich schon zur ersten im Betrieb einen Namen gemacht. Sie haben die Maschinenauslastung von 71 auf 83 Prozent gesteigert und ein Jahr lang keinen selbstverschuldeten Ausschuß abgeliefert. Sie halfen auch anderen, wenn dort einmal Not am Mann war. Bei ihnen wurde — wie es so schön heißt — jedes Problem „ausdiskutiert“. Ganz klar, daß es dabei auch manchmal Auseinandersetzungen gab. Doch dann kam der Tag der Auszeichnung, der 7. Oktober 1965. Alle, die sich sonst nur in ihren schwarzen Arbeitsmonturen sahen, waren in ihren Sonntagsanzügen erschienen. Nur einer fehlte: Edgar Danowski. Der trieb sich mit seiner Truppe im Thüringischen herum, beim Manöver „Oktobersturm“.

Aber die „Husemänner“ vergessen keinen ihrer Kumpels. Hatte Edgar nicht auch mitgeholfen, die Brigade voranzubringen? Na also! Deshalb schickten sie eine Delegation in seinen Dienstort. Vor versammelter Front konnten sie ihm die Auszeichnung nebst Prämie überreichen. „Es ist gut, wenn ein vorbildlicher Arbeiter gleichzeitig ein pflichtbewußter Soldat ist“, hatte der Kompaniechef gesagt und gleich noch Sonderurlaub bewilligt.

Und dann war der Ruf der Brigade auch über die Betriebsmauern hinweggesprungen. Das merkten sie, als eines Tages hoher Besuch kam: Anna Seghers. „Ich bin gekommen, um für meine eigene Arbeit Anregungen zu erhalten und die Wirklichkeit so darstellen zu können, wie sie ist“, sagte sie.

Sie freuten sich über diesen Besuch. Er selbst, aber, Gerhard Knorr der Parteiorganisator, hatte später ins Tagebuch geschrieben: „Viel zu viel Funktionäre scharwenzelten um Anna Seghers herum. Film und Fernsehen waren völlig überflüssig. Nur für ‚Orje‘ Walter nicht, der noch Wochen danach prahlte, in Großaufnahme auf dem Bildschirm gewesen zu sein. Es kam fast so weit, daß man vor lauter ‚Begleitern‘ gar keine Arbeiter mehr sehen konnte.“ Die „Husemänner“ waren sich einig gewesen: Wir wollen keine Starbrigade sein; wir machen unsere Arbeit ordentlich und ehrlich — so, wie es sich gehört, damit basta.

Doch Starbrigade hin, Starbrigade her — sie wetteiferten zum zweiten Male um den Titel. Aber Gerhard Knorr ist sich nicht ganz im klaren: Sind andere Brigaden nicht inzwischen besser als wir? Jedenfalls wird er in der bevorstehenden Nachtschicht noch eine Sache mit Klaus, dem Brigadier, besprechen müssen . . .

Kein Stern ist zu sehen. Kleine Schneekristalle durchschneiden die grünlichen Strahlen der Quecksilberdampflampen und setzen sich zwischen den großen Kabeltrommeln fest, die zu Tausenden im Hof lagern. Kein Hund würde sich danach sehnen, bei solchem Wetter im Freien zu sein.

In der großen Werkhalle, wo die Starkstromkabel gewickelt werden, ist es bedeutend wärmer. Die der Nachmittagsschicht streben mit eingezogenen Schultern dem Ausgang zu und freuen sich auf ihr Bett. Doch in dieser Halle wird die Nacht zum Tage. Die großen Bewehrmaschinen dürfen nicht stillstehen; schließlich ist es nicht gleichgültig, ob 50 Kilometer armdickes Kabel am Tage mehr produziert werden. An einer Maschine Gerhard Knorr: Die Ärmel hochgekrempelt, die Hände mit Teer beschmiert. Die Trommel der Maschine dreht sich mit hoher Geschwindigkeit. In ihrem Innern der Kabelstrang, auf den Jute, Stahlband und Blei gewickelt werden. Dämpfe liegen in der Luft.

Als Bestarbeiter, 23jährig, wurde der Schlosser Erich Krippstaedt 1956 zum Delegierten der 3. Parteikonferenz gewählt. Später wurde er Abgeordneter, besuchte die Bezirksparteischule, arbeitete als Instrukteur der SED-Kreisleitung, kam als Meister ins KWO zurück. Heute ist er 2. Sekretär der Betriebsparteiorganisation.



Die Arbeit ist alles andere als leicht. Doch diese Technik aus Großvaters Zeit hat bald ausgedient. Die Maschinen „2" und „3" sollen abgerissen, die „6" und „7" rekonstruiert werden. Schon in wenigen Wochen geht der Umbau los. „Kunststoffspritzen" werden die „2" und die „3" ersetzen; die Kabel erhalten dann einen Plastemantel. Die Arbeit wird produktiver, leichter, sauberer und weniger gesundheitsschädlich sein. Der Verdienst soll sich nicht verringern.

Einige meinten: „Das ist ungerecht! Warum sollen die Fahrer der neuen Maschinen diesen Vorteil gegenüber den anderen haben?"

Gerhard Knorr ließ das keine Ruhe. Dicke Luft in der Brigade ist niemals gut. Mit seinem Brigadier Klaus Lehmann, dem Vertrauensmann und den Meistern fing er an, den anderen die Sache zu erklären:

„Es hängt doch von Euch selbst ab. Die Arbeit an den ‚Kunststoffspritzen' verlangt viel höheres Wissen. Da kommen die ran, die schon ihren Facharbeiterbrief in der Tasche haben."

Am meisten hatten jene über die „Ungerechtigkeit" gewettert, die sich bisher elegant um jede Qualifizierung herumgedrückt hatten. Übrigens: Bis 1970 wird der gesamte Betriebsteil rekonstruiert. So werden auch die Bequemen nicht umhinkommen, sich noch mal auf den Hosenboden zu setzen . . .

Die Nachtschicht ist vorbei. Gerhard Knorr saugt die frische Morgenluft ein. Es war wieder eine Schicht, in der er nicht nur seinen Mann an der Maschine stand. Er fühlt, daß er sich auf seine Kollegen verlassen kann. Wenn man ihnen nur alles richtig erklärt!

Und während er mit der Straßenbahn nach Hause zuckelt, drehen sich die Bewehrmaschinen in der Starkstromkabelfabrik des KWO ohne Pause weiter . . .

Rolf Liebold



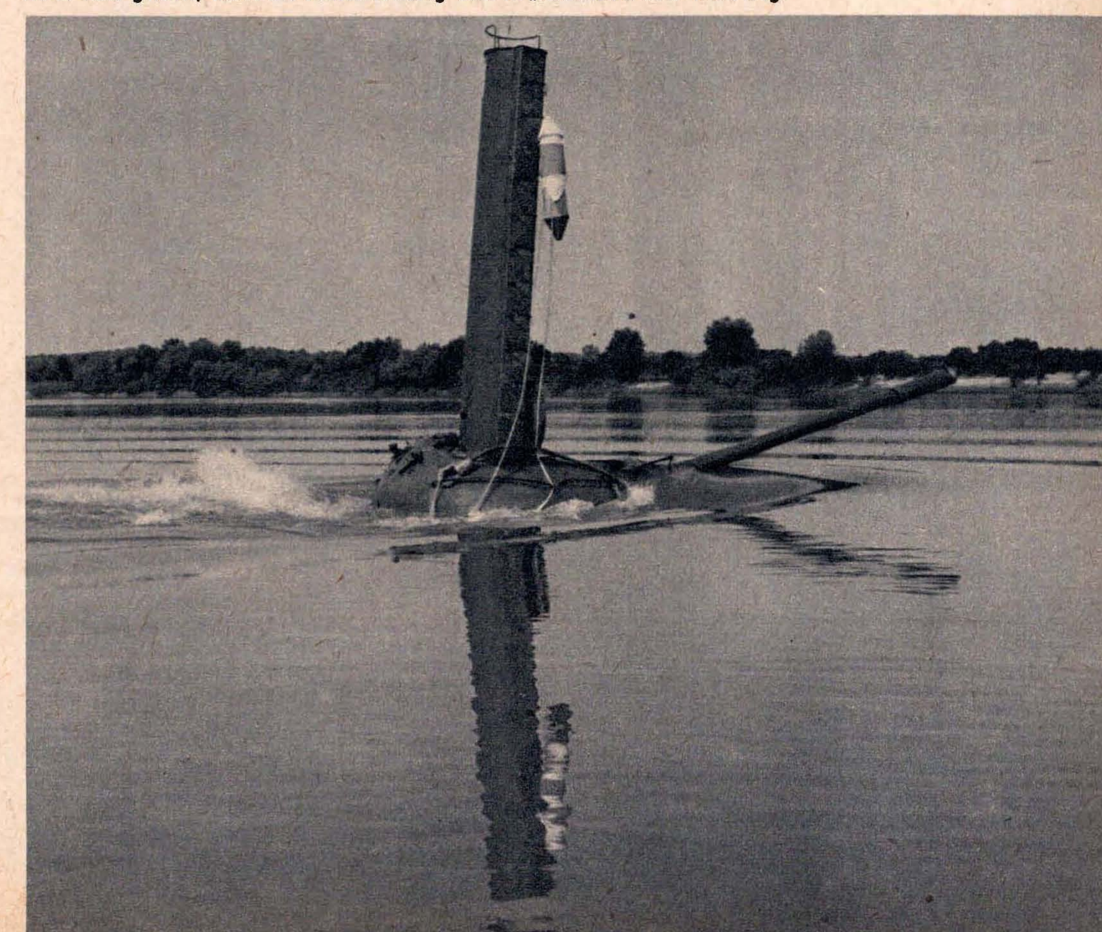
Etwas ungewohnt, der Einstieg durch das „Schlupfrohr“, wie die ungarischen Genossen das Trainingsgerät nennen. Aber schließlich macht auch bei ihnen letztlich die Ubung den Meister.

Major Péter Berkes, Budapest:

Des Wassers STÄHLERNE BALKEN

Gefreiter Bartos sieht mich erstaunt an, als ich, beeindruckt von dem, was die Panzereinheit gerade vorgeführt hat, mit ehrlicher Überzeugung anerkennend behaupte: „Also, ohne Zweifel, die Unterwasserfahrt ist die schwerste Fahrübung, die es gibt."
„Wer sagt denn das?"
Jetzt schaue ich verdutzt drein und meine zögernd: „Na, das sieht man doch! – Außerdem kann man es von den Soldaten selber hören. – Von einigen wenigstens."
Nachdenklich nagt Bartos an seiner Unterlippe. „Das wäre gar nicht gut", sagt er. „Eine solche Einstellung erzeugt leicht Angst."
„Na, es ist doch auch wohl etwas anderes, unter Wasser statt auf einer glatten Strecke zu fahren" trumpfe ich auf.
„Schön", räumt der Gefreite ein. „Aber noch schlimmer ist es, beispielsweise, nachts, inmitten der Kompanie, in unbekanntem Gelände zu fahren, das voller Hindernisse steckt."
„Also, Sie finden die Unterwasserfahrt leichter?"
„Ja, natürlich – auf der einen Seite fährt man hinein ins Wasser und auf der anderen wieder heraus. Man muß halt nur Richtung und Geschwindigkeit einhalten."
Ich bin mir nicht klar, ob mich der Gefreite

Durch Funk geleitet, findet die Panzerbesatzung auch im „rollenden U-Boot" ihren Weg.



Fahrzeug Nr. 3 meldet befehlsgemäß „Kettenschaden"; denn auch das richtige Verhalten bei Havarien unter Wasser muß erlernt werden.
Sofort macht sich ein Schwimmfahrzeug auf den Weg zur „Unglücksstelle" (Bild oben).
Doch das ebenfalls zur Hilfeleistung heranbrausende Sturmboot (Mitte) ist schneller.
Schließlich schleppt ein Bergefahrzeug den „Patienten" ab (Bild unten).

wirklich ernst nimmt. „Mann", sage ich beschwörend, „Genosse – Wasser hat keine Balken!"

„Doch", beharrt er starrköpfig, „Balken aus Stahl; unsere Panzer beispielsweise."

Nun komme ich einfach nicht umhin, dem jungen Panzersoldaten meine absolute Hochachtung auszudrücken: „Also, wie Sie mit diesen Dingen psychologisch fertig werden, das finde ich toll. – Ehrlich gesagt, ich weiß nicht, ob ich auf Anhieb die Nerven dazu hätte."

Nachsichtig schüttelt Bartos den Kopf. „Bei entsprechender Ausbildung würden Sie sich nicht fürchten", erklärt er. „Bei uns hier kenne ich keinen, der Angst hätte."

„Ist der Panzer wirklich wasserdicht?" frage ich nun sachlich knapp.

Bartos lächelt. „Im Prinzip – ja!" meint er.

„Im Prinzip?"

„Im Prinzip. – Praktisch sickert doch etwas ein; manchmal sogar in strohhalmdickem Strahl. – Aber, glauben Sie mir, das ist gar nicht unangenehm. Bei vierzig bis fünfundvierzig Grad Wärme im Fahrzeug empfindet man solch eine kleine Erfrischung direkt als wohltuend."

Schon bin ich bereit zu kapitulieren, da fällt mir noch eine. die entscheidende Frage ein: „Und wenn der Panzer aus irgend einem Grunde absäuft?"

„Weshalb sollte er?"

„Weiß der Teufel. – Aber es ist doch immerhin möglich!"

„Tja, dann ..., dann ...", sagt der Gefreite, die Pause in die Länge ziehend, „dann muß halt das Rettungsgerät, die vollisolierende Schutzmaske, wie man sagt, aufgesetzt werden, und die Besatzung taucht aus. Das haben wir ja schließlich auch schon zur Genüge geübt."

Es ist erstaunlich, wie lange man manchmal braucht, um mit einem Vorurteil fertig zu werden. Doch jetzt steht bei mir eines fest: Wenn ich wieder einmal eine Reportage über das Training zur Unterwasserfahrt machen soll – dann besorge ich mir die Genehmigung, selbst mitfahren zu dürfen.



Die Ubungsaufgabe wurde zur Zufriedenheit aller Beteiligten wie auch der Zuschauer erfüllt. Nun rollt „Nr. 3" nach der Bergung wieder mit eigener Kraft.

Anekdoten

Illustrationen: Horst Bartsch

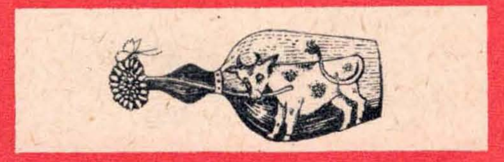
„Die australische Bulldog-Ameise ist das kampflustigste Tier auf der Welt. Schneidet man es in zwei Teile, beginnt sofort ein heftiges Gefecht zwischen Kopf- und Schwanzteil", las ein Rekrut seinen Genossen vor.
„Ach!?" rief da ein anderer dazwischen. „Und welchen Kampf dein Kopf alle Morgen mit dem Hinterteil führt, um überhaupt aus dem Bett zu kommen, das steht in keiner Zeitung. Dabei bist du noch in einem Stück!"



Schwimmunterricht an einer Maatenschule. Der Schwimmlehrer ist verzweifelt. Maatenschüler Meyer strampelt sich ab, vergebens. Immer wieder sackt er ab, wie eine bleierne Ente.
„Mann Gottes!" sagt der Ausbilder. „Vermutlich lernen Sie es nie!"
„Das scheint mir auch so", prustet Meyer.
„Gut", resigniert der Ausbilder, „dann gebe ich Ihnen jetzt meinen allerletzten Rat: Wenn Ihr Schiff sinkt, springen Sie am besten über Bord, lassen sich bis zum Grund absacken und rennen dann, so schnell Sie können, bis zum nächsten Hafen. Anders schaffen Sie es nie und nimmer!"



Nach einer militärischen Faustregel, die auch die damalige Oberrechnungskammer in Potsdam ihren Nachprüfungen zugrunde legte, durfte der wöchentliche Schlachtviehverbrauch eines Bataillons betragen:
a) Ochsen, so viel es Majore,
b) Schweine, so viel es Hauptleute,
c) Hammel, so viel es Leutnants im Bataillon gab.
Einmal schlachtete ein Bataillon an einem Tage vorschriftswidrig zwei Ochsen. Mindestens ein Jahr verging, bis die Oberrechnungskammer Einspruch erhob. Das Bataillon sollte berichten, warum und wieso und wer die Schuld trage. Die Antwort lautete:
„Mein Bataillon hat deshalb an einem Tage zwei Ochsen verbraucht, weil in dieser Gegend die Ochsen nicht so groß sind, wie die Ochsen bei Ihnen (bitte wenden!) angenommen werden!"



In einem Brief an seinen Vater schrieb der bayrische Einjährigfreiwillige Hinterhuber unter anderem: „... ich liege mit zwei Preußen auf einem Zimmer ..."
Postwendend kam eine Geldsendung des Vaters und ein Beischreiben mit folgendem Text: „Ich freue mich, daß es Dir gefällt und ihr schon zwei Gefangene gemacht habt."



Einige Stunden nach einem Autounfall erwachte Soldat Nils Sörgensen in einem Malmöer Krankenhaus. „Wo bin ich?" fragte er, noch immer stark benommen.
Aus einem dichten Schleier heraus antwortete eine Stimme: „In Nummer 44!"
„So?" dachte der Verletzte einen Augenblick nach, dann forschte er: „Zimmer oder Zelle?"



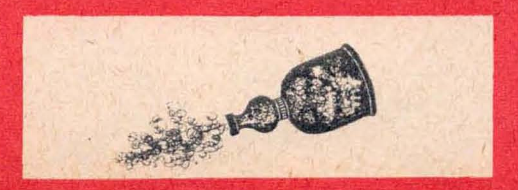
Leutnant von Itzenplitz schildert im Casino seine Rheinfahrt. „Von der Loreley bin ich enttäuscht. Als ich an dem Felsen vorbeifuhr, winkte mir nicht ein Mädchen in langem blondem Haar zu, sondern ein Mann. Wahrscheinlich ihr Gatte."

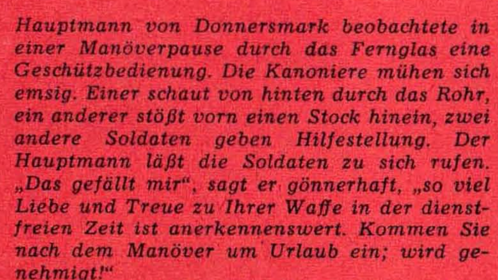


Das Manöver war vorbei. Da fand ein Hahn im Gelände eine Eierhandgranate. Sofort krähte der Herr des Hühnerhofs sämtliche Hennen zusammen.
„Ich will ja nicht ungerecht sein", ließ er sich vernehmen, „aber dennoch möchte ich darauf hinweisen, was anderswo geleistet wird!"



Der Stadtrat von Rockdale (Iowa) beschäftigte sich in einer Sondersitzung mit der Belästigung der Bürger durch den Lärm von Düsenjägern eines benachbarten Militärflughafens. Auch der Kommandeur der Luftbasis war erschienen. Seine Beschwichtigungsrede mußte er fünfmal unterbrechen. Vorüberfliegende Düsenjäger schnitten ihm restlos das Wort ab. Die Sitzung mußte vertagt werden.

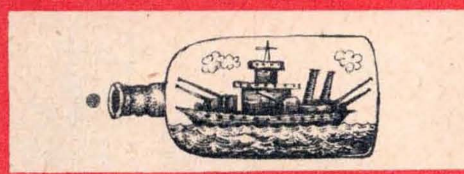




Hauptmann von Donnersmark beobachtete in einer Manöverpause durch das Fernglas eine Geschützbedienung. Die Kanoniere mühen sich emsig. Einer schaut von hinten durch das Rohr, ein anderer stößt vorn einen Stock hinein, zwei andere Soldaten geben Hilfestellung. Der Hauptmann läßt die Soldaten zu sich rufen. „Das gefällt mir", sagt er gönnerhaft, „so viel Liebe und Treue zu Ihrer Waffe in der dienstfreien Zeit ist anerkennenswert. Kommen Sie nach dem Manöver um Urlaub ein; wird genehmigt!"
Die Kanoniere stürmten zurück zu ihrer Haubitze und setzten die schwierige Arbeit fort, die in Lappen gewickelten Bierflaschen aus dem Rohr herauszubekommen.



An einem Besuchstag kletterte ein Mann an Deck der „Invincible", des Flaggschiffes des Admirals Hornby und verlangte, Mister Hornby zu sprechen. Eiskalt und barsch fertigte ihn ein junger Offizier ab:
„Ich bedaure sehr, aber Seine Exzellenz, der Herr Admiral, sind gegenwärtig an Land. Wer sind Sie überhaupt?"
„Ach, wissen Sie", sagte der Besucher leichthin, „ich weiß nicht, ob der Admiral meinen Namen kennt, ich bin einer der Eigentümer des Schiffes". Verdattert schaute der Offizier den Mann an und stotterte. „Ach so, Verzeihung, äh, ja, wen darf ich melden?" – „Melden Sie, Mr. Steuerzahler ist an Bord gekommen . . ."



Billy Woodband ging zur Reihenuntersuchung. Der Militärzahnarzt erklärte nach kurzer Untersuchung Billys Zähne für einwandfrei. Noch keine drei Tage waren vergangen, da mußte Woodband mit heftigen Zahnschmerzen zu ihm in die Sprechstunde gehen.
„Oh, ein bös vernachlässigtes Loch", sagte der Zahnarzt mißbilligend.
„Wie ist das möglich?" fragte Woodband. „Sie haben doch meine Zähne erst vor wenigen Tagen untersucht und nichts gefunden?!"
Der Zahnarzt hob die Schultern und sagte ganz trocken: „Na ja, Sie kennen doch die Militärzahnärzte!"



SIE VERTEILEN KÖRBE



Spiel der Riesen?

In meinem Personalausweis war unter Größe ,mittelgroß' vermerkt. Böse Zungen behaupteten allerdings, das wäre geschmeichelt. Na schön, mit meinen 167 ganzen Zentimetern muß ich mich an keiner Tür bücken, um hindurch zu kommen. Aber ich hatte es doch schwarz auf weiß und amtlich bestätigt: mittelgroß. Das beruhigte mich immer etwas, wenn einer mal auf die Idee kam, mich ,Kleiner' zu nennen. Seit ich aber bei den Basketballern des ASK Vorwärts Leipzig zu Besuch war, glaube ich selbst, daß dieses Prädikat für mich treffend ist...

Sie waren beim Abschlußtraining für ihr Europapokalspiel gegen Legia Warschau in der DHfK-Halle. Während seine Schützlinge auf dem Parkett Körbe warfen, fand Cheftrainer Herbert Lori Zeit, mir einige der Spieler vorzustellen:

„... Otfried Pleitz, Volkmar Benne, Klaus Adam und dort, der Kleinere, der gerade den Ball führt, Gerd Höhne."

Wenig später stand ich unmittelbar neben dem ,Kleinen'. Wenn der klein ist, was bin ich dann? Ich mußte ganz schön zu ihm aufblicken. Unterleutnant Gerd Höhne ist immerhin 1,84 Meter groß. Aber neben seinen Mannschaftskameraden Unteroffizier Detlef Knoll (2,06 Meter), den Zwillingen und Unterleutnants Günter und Klaus Adam (beide 2,00 Meter), Oberleutnant Otfried Pleitz (1,98 Meter) oder Oberleutnant Hans-Joachim Flau (1,96 Meter) ist er eben klein.

Basketball – das Spiel der Riesen!

Stimmt diese Behauptung noch?

Nur zum Teil, möchte ich behaupten.

Größe allein genügt beim heutigen Stand der Technik und Taktik des Basketballs nicht mehr. Freilich, ein Langer hat – gleiche Technik und athletische Bereitschaft vorausgesetzt – Vorteile. Einseitig ausgebildete 2,10-Meter-Center aber, deren einzige Aufgabe darin besteht, unter dem Korb zu stehen und die Bälle ,einzulegen', sind nicht mehr gefragt. Zum modernen Basketball gehören Schnelligkeit, Sprungkraft, Beweglichkeit, Kampfkraft, spielerische und taktische Raffinesse und Wurfgenauigkeit.

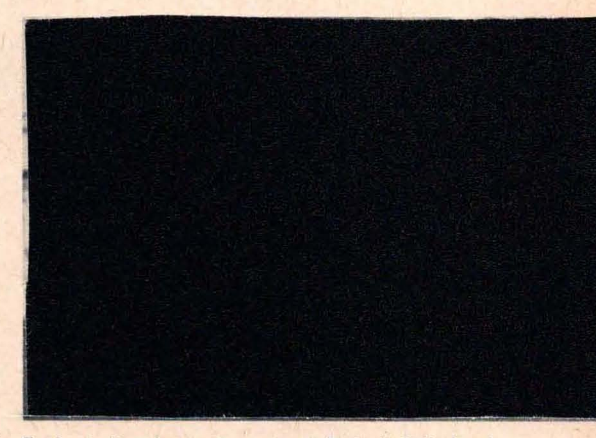
Hans-Joachim Flau erinnert sich an die „Gründerjahre" der Armeemannschaft:

„Beim damaligen Niveau des Basketballs in der Republik war Größe wirklich noch ausschlaggebend. Ein Langer war als Basketballer sofort – ohne jahrelanges Training – erfolgreich. Heute wäre das nicht mehr drin. Damals klapperten wir die Dienststellen der Armee nach ,langen Kerls' ab. Allzu erfolgreich waren wir mit dieser Nachwuchsarbeit allerdings nicht."

Apropos damals.

Wie war denn der Weg von den Anfängen des Basketballs in der Armee bis zum heutigen vierfachen Deutschen Meister ASK Vorwärts Leipzig?

Vor rund zehn Jahren, 1957, wurden die Armee-Basketballer Oberligisten – und blieben es bis heute. Bis 1962 etwa war man noch auf der stän-



Zweimal Unterleutnant, zweimal Basketball-Nationalspieler, zweimal zwei Meter groß, zweimal 24 Jahre alt – die Zwillingsbrüder Günter und Klaus Adam.



Unterleutnant Wolfgang Jahn (ASK Vorwärts Leipzig) ist nicht mehr am erfolgreichen Korbwurf zu hindern.

Angriff abgewehrt – Blitzschnell kommt der Konter.





Kleine Fair-Play-Lektion

Fair-Play – oberstes Gesetz im Sport. Beim Eishockey wie beim Radsport, im Fußball wie im Basketball. Der Fußballer zahlt mit Feldverweis – meist verbunden mit mehrwöchiger Spielsperre – für grobes oder gar böswilliges Foulspiel. Feldverweise beim Basketball sind nicht ungewöhnlich, ja sogar in fast jedem Spiel an der Regel. Sie sind die Folge der überaus strengen Foulregeln dieses Sports.

Unteroffizier Detlef Knoll und Oberfeldwebel Dieter Richter (dunkles Hemd) demonstrieren auf den Fotos faires, erlaubtes beziehungsweise Foulspiel.

Bild 1: FAIR. Der Verteidiger berührt bei der Abwehr des Korbwurfes nur den Ball.

Bild 2: FOUL. Durch den Schlag gegen die Hand wird der erfolgreiche Wurf verhindert.

Bild 3: FAIR. Der Verteidiger spielt dem dribbelnden Angreifer den Ball sauber aus der Hand.

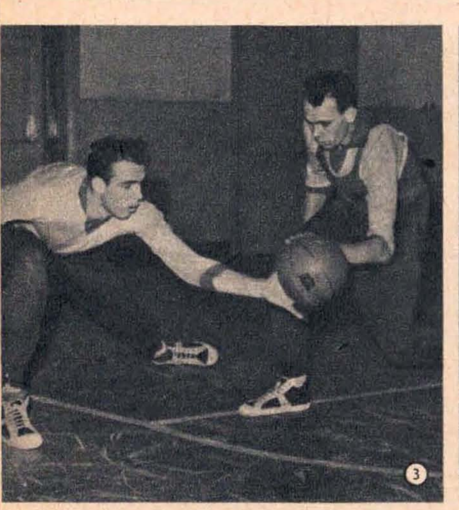
Bild 4: Der Ballführende verliert das Leder durch den Schlag auf seine Arme. FOUL.

Bild 5: FOUL des dribbelnden Angreifers. Mit der Rechten stößt er den Gegner weg.

digen Suche nach Talenten und vor allem nach Mindestens-1,90-Meter-Leuten. Dann endlich war der Spielerstamm beisammen – damals mit einem Durchschnittsalter von knapp über zwanzig Jahren –, der noch 1967 die Meistermannschaft bildet. 1962 war auch das Jahr der ersten deutschen Meisterschaft der Leipziger, der, nach zweimaligem „Vize", 1965 der zweite und 1966 der dritte Titelgewinn folgte.
Sieben Genossen des ASK Leipzig (Hans Joachim Flau, Gerd Höhne, Günter und Klaus Adam, Detlef Knoll, Wolfgang Jahn und Hilmar Kasigkeit) sind Stammspieler der Nationalmannschaft, junge Spieler, wie Volkmar Benne und Hermann Hintzer haben durchaus das Zeug, sich ebenfalls in absehbarer Zeit in die Auswahlvertretung unserer Republik hineinzuspielen. Auch als Klubmannschaft hat der ASK den Anschluß an das europäische Niveau geschafft. Mit ihren beiden Siegen über den polnischen Meister Legia Warschau schafften die Leipziger erstmals den Einzug in die Runde der letzten Acht des Europapokals.
„Noch fehlt uns allerdings Ausgeglichenheit und Beständigkeit, um immer in der Spitze ‚mitzumischen'", schätzt Trainer Herbert Lori sachlich den Leistungsstand seiner Jungen ein. „Einige Höhepunkte in der Entwicklung unserer Mannschaft zeigten, welche Möglichkeiten in ihr stecken. So zum Beispiel unser Sieg 1963 über den damaligen Europa-Cup-Finalisten Spartak Brno, oder unser vierter Platz bei der Armee-Spartakiade 1965 in Bulgarien. Diese Leistungen müssen der Maßstab für die weitere Arbeit sein."
Eine solche „Nachwuchsarbeit" und „Talentsuche", wie sie uns Hans Flau von damals schilderte, reicht heute natürlich nicht mehr aus. Seit die Mannschaft 1963 von Halle nach Leipzig übersiedelte, bemüht man sich, eine eigene Kinder- und Jugendabteilung aufzubauen. Oberleutnant Otfried Pleitz hilft mit seiner großen Erfahrung beim Training der 14- bis 16jährigen. In Wurzen, Grimma, Lichtenstein und Lützschena hat sich der ASK Kinder- und Jugendstützpunkte aufgebaut. Von hier und aus der eigenen Jugendabteilung in Leipzig sollen einmal die Nachfolger für die Flau, Höhne, Jahn, Adam und die anderen kommen.
Besondere Hoffnungen setzt Cheftrainer Herbert Lori auf den 16jährigen Christoph Weingärtner: „Der 1,96 Meter große Junge stammt aus Dresden. Er geht jetzt in Leipzig zur Schule und fühlt sich bei uns glaube ich, recht wohl. Sicher wird er einmal den Sprung in unser Oberligakollektiv schaffen."
Vor allem konzentriert man sich beim ASK auf die Pioniermannschaften. Sehr zu Recht! Je früher der Knirps mit dem Training beginnt, um so perfekter wird er später die Technik und Taktik des Basketballs beherrschen. Einige Jahre sind dazu schon notwendig.
Davon konnte ich mich selbst bei meinem Besuch in Leipzig überzeugen. Ich sah den ASK bei seinem hart erkämpften Europa-Cup-Sieg über Legia Warschau, und ich erkannte dabei: Basketball ist nicht nur ein Spiel der großen Männer, es ist vor allem ein

Spiel blitzschnell wechselnder Situationen

Es war keine Minute mehr zu spielen. Der ASK führte hauchdünn mit 53:51. Legia griff an. Der Spieler mit der Nummer vierzehn riskierte einen Fernwurf. Der Ball tanzte auf dem Korbrand doch fiel nicht hinein. Der blitzschnelle Gegenangriff brachte das 55:51. Nun waren es nur noch Sekunden. Da spritzte Volkmar Benne in eine scharfe aber nicht genaue Abgabe, ging mit dem Ball allein durch und erzielte mit dem Schlußpfiff das Endergebnis von 57:51. ▶









Innerhalb von Sekunden wurde so für die Warschauer aus dem erhofften Sieg eine Sechs-Punkte-Niederlage. Daß die Legia-Spieler nach dem Spiel mit sich haderten, war verständlich. Zumal sie eine ähnliche kalte Dusche durch den ASK schon einmal erhalten hatten:
Bei der Armeespartakiade 1965 in Bulgarien führten die Männer um Hans-Joachim Flau anfangs mit neun Punkten, zur Halbzeit lagen sie mit vier Punkten im Rückstand. Nur noch wenige Sekunden waren zu spielen, es stand unentschieden, und die Polen waren in Ballbesitz. Sechs Sekunden vor Schluß erkämpften sich die Vorwärts-Spieler das Leder, und Gerd Höhne erzielte den Sieg-Korb.
Das ist Basketball – innerhalb weniger Minuten ist ein Rückstand von zwölf oder mehr Punkten aufzuholen oder auch einzubüßen. In buchstäblich letzter Sekunde kann ein Spiel noch entschieden werden.
Und noch eins konnte ich als aufmerksamer Zuschauer des Spiels in der Leipziger DHfK-Halle feststellen: Ein Basketballkampf von zweimal zwanzig Minuten reiner Spielzeit erfordert von jedem Spieler eine hohe physische Bereitschaft, und um zum Erfolg zu gelangen, wird mit letztem Einsatz – auch Körpereinsatz – gekämpft.
Ist Basketball also wirklich ein

Körperloses Spiel?

Ist es tatsächlich das fairste Spiel, wie es oft bezeichnet wird?
Die Regel ist eindeutig: Jede Berührung des Gegners bringt dem Spieler, der sie verursacht hat, ein „persönliches Foul" ein. Fünf persönliche Fouls bedeuten für den Sünder das Schlußzeichen. Er wird für den Rest des Spiels ausgeschlossen.
Und trotzdem: Ein Basketballer muß hart sein und auch einen kräftigen Stoß einstecken können. Meist sind alle zehn Spieler auf engstem Raum versammelt. Dem vom Korb zurückspringenden Ball recken sich oft vier oder fünf Spieler zugleich entgegen. Natürlich kommt es dabei auch zu manchmal nicht gerade sanften Körperberührungen. Ob absichtlich oder nicht, darüber soll hier nicht gerichtet werden. Die Aktiven kennen schon ihre Tricks und Kniffe.
Lassen wir einen langjährigen Spieler als Experten sprechen. Er muß es ja wissen. Oberleutnant Hans-Joachim Flau meint kurz und eindeutig: „Basketball ist ein hartes Spiel! Es verlangt vom Aktiven neben Technik vor allem Kondition und Härte."
Beim ASK in Leipzig hat man das erkannt und ist zielstrebig auf dem Weg Richtung europäische Spitze.

Mit diesem Wurf versetzt Oberfeldwebel Volkmar Benne in der letzten Sekunde Legia Warschau im Europa-Pokal-Spiel den endgültigen K.o.: 57 : 51.

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE
HUBSCHRAUBER

HC – 47 A „Chinook“ (USA)



Taktisch-technische Daten:

max. Startmasse	16,33 t
Leermasse	8,10 t
Länge	15,54 m
Rotordurchmesser	18,00 m
Laderaum – 34 Sitze bzw. 24 Tragen	41,7 m³
Höchstgeschwindigkeit	204 km/h
Reisegeschwindigkeit	178 km/h
max. Flugweite	1525 km
Dienstgipfelhöhe	2800 m (mit 2 Triebwerken)
max. Steigleistung	8,83 m/s
max. Zuladung	8,23 t
Triebwerk	2 Gasturbinen zu je 2200 PS

„Chinook“ ist für den Transport von Mannschaften, Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Verwundeten vorgesehen. Er kann auch größere Lasten befördern. Eine gepanzerte und bewaffnete Version soll in Erprobung sein. Der Hubschrauber wird von den USA in Vietnam eingesetzt.

TYPENBLATT

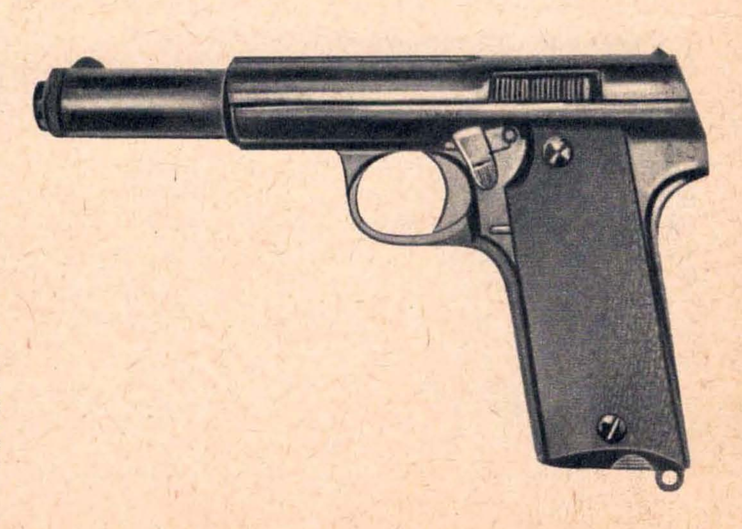
NATO-WAFFEN
SCHÜTZENWAFFEN

Pistole „Astra“ (Spanien)

Taktisch-technische Daten:

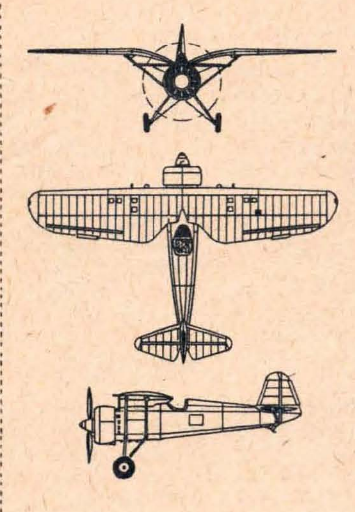
Masse mit Magazin	990 g
Masse der Patrone (08)	12,3 g
Kaliber	9 mm
Länge	205 mm
Lauflänge	134 mm
Anfangsgeschwindigkeit	327 m/s
Schußweite	
– maximal	2200 m
– günstigste	50 m
Feuergeschwindigkeit	bis 25 Schuß/min

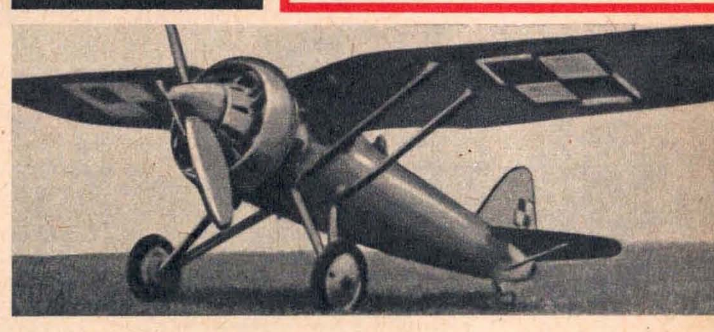
Die Astra wird in Spanien produziert und von der spanischen Armee sowie dem westdeutschen Bundesgrenzschutz und auch von Spezialisten der Bundeswehr eingesetzt. Mit der Waffe kann nur Einzelfeuer geschossen werden. Sie besteht aus 50 Einzelteilen und ist daher verhältnismäßig störanfällig.



ARMEE-RUNDSCHAU 3/1967 | **TYPENBLATT** | **WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES**

Jagdflugzeug PZL – P 11 (Polen)





Taktisch-technische Daten:

Rüstmasse	1147 kg
Startmasse	1800 kg
Spannweite	10,72 m
Länge	7,55 m
Höhe	3,50 m
Flugweite	700 km
max. Geschwindigkeit	390 km/h
Gipfelhöhe	11000 m
Triebwerk	1 „Mercury" IV A oder VI, 520 bzw. 700 PS
Bewaffnung	4 MG 7,7 mm
Besatzung	1 Mann

Die P 11 war der Standardjäger der polnischen Luftstreitkräfte zur Zeit des faschistischen Überfalls. Dieses damals bereits veraltete Flugzeug war den deutschen Typen allgemein unterlegen, besaß jedoch eine gute Kurvenfreudigkeit, die im Luftkampf vorteilhaft war.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1967 | **TYPENBLATT** | **WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS**

sMG PK, PKS Typ Kalaschnikow (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,62 mm
Masse	
– mit Dreibeinlafette	16,5 kg
– mit Zweibein	9,0 kg
Gurtkasten gefüllt	
– mit 100 Patronen	3,9 kg
– mit 200 Patronen	8,0 kg
– mit 250 Patronen	9,4 kg
Länge der Waffe	1173 mm
Visierlinie	663 mm
Anfangsgeschwindigkeit	825 m/s
Visierreichweite	1500 m
Feuergeschwindigkeit	
– theoretisch	650 Schuß/min
– praktisch	250 Schuß/min

Das sMG Kalaschnikow ist die wirkungsvollste automatische Waffe der mot.-Schützenkompanie. Mit dem sMG können kurze (bis 10 Schuß) und lange Feuerstöße (bis 30 Schuß) sowie Dauerfeuer geschossen werden. Am wirksamsten ist das Feuer auf Erd- und Luftziele bis zu 1000 m.

Nach Redaktionsschluß

Fortsetzung von Seite 12

gerade ungeduldig – kam Stschuplenkow zurück. Es war schon gegen Abend, und der Bericht lief Gefahr, zu spät in die Einheiten zu gelangen. Der läßt mich im Stich! dachte der Kommissar. Er weiß ja nicht, wie wichtig für den Soldaten ein im rechten Moment gesagtes Wort ist . . .

Jedoch war der Bericht dem neuen Schreiber erstaunlicherweise gelungen. Die Episoden waren in einfachen klaren Worten geschildert, wenngleich es von Ausrufen und Ausrufezeichen nur so wimmelte, was von der Unerfahrenheit des Neuen zeugte. Kostromin nannte diese Scherze „Predigten“ und „Beschwörungen“.

„Laß das Verwässerte raus“, riet er und strich das Überflüssige weg. „Um richtig in Rage zu kommen, braucht's ein bißchen mehr als Gefasel . . .“

Stschuplenkow beobachtete mit gerunzelten Brauen, wie der Kommissar ganze Sätze liquidierte. Mit kaum verhohlenem Lächeln blickte Kostromin seinen Schreiber an.

„Du wirst vielleicht wirklich 'n Schriftsteller bei mir“, sagte er, nachdem er den ganzen Bericht gelesen. Und fügte, einer alten Gewohnheit folgend, keck hinzu:

„Schreiben können Sie ganz hübsch, die jungen Leute, aber . . .“

Als er merkte, wie sich Stschuplenkows Blick auf einmal verdunkelte vor Zorn, stockte er mitten im Satz. Er spürte, daß man einen solchen Burschen nicht reizen durfte, der hatte sich womöglich wirklich gerauft in der Schule! Stschuplenkow arbeitete rasch. Zufrieden dachte Kostromin bei sich, daß der Bursche wohl doch kein Tolpatsch sei, als er sah, wie geschickt der Schreiber die knisternden Seiten des Kohlepapiers handhabte, die ihm, dem Kommissar, nie recht gehorchen wollten, wenn er sich mit ihnen abzuquälen hatte.

Bald darauf konnte der Kommissar schon fünf Exemplare abzeichnen. Er reichte Stschuplenkow eins davon und sagte:

„Das bringen Sie ins zweite Bataillon, zu ihren eigenen Leuten. Wenn Sie wieder da sind, können Sie schlafen gehen. Morgen früh um sechs sind Sie wieder hier, denn dann geht's heiß her!“

Am nächsten Morgen, bereits gegen sieben Uhr telefonierte Kostromin. Sein verwundetes Bein, das im Morgengrauen neu verbunden worden und wie am Vortag unförmig wie ein Klotz war, lag wieder regungslos auf die Reisigunterlage gebettet. Der Angriff hatte bereits begonnen.

„Wie halten sich die Burschen?“ schrie der Kommissar in die Muschel. „Sie gehen vor? Wie viele Meter haben sie denn schon geschafft? Und wie weit ist's bis zu den Faschisten? Ausgezeichnet! Sagen Sie den Leuten: Der Kommissar meint, sie seien prima Kerle! Wer hat sich besonders hervorgetan? Sie wissen das nicht? Alle gehen vor, und keiner hat sich ausgezeichnet? Na, hören Sie mal, das glaube ich Ihnen einfach nicht! Klären Sie das sofort und machen Sie in zehn Minuten Meldung . . .“

In froher Erregung reckte er sich, daß es in seinen breiten Schultern knackte. Plötzlich stutzte er.

„Zum Teufel, wo ist denn der Schreiber? Melder, laufen Sie los und holen Sie ihn! Stucken sie ihn wach und bringen Sie ihn umgehend her! Dem werd' ich schon zeigen, was es heißt, den Angriff zu verschlafen!“

Der Angriff ging weiter. An den von Granaten und Minen zerwühlten Boden geschmiegt, über den ein unsichtbarer Wirbelsturm von Flachfeuer hinwegfegte und die dürren Halme des vorjährigen Grases brach, robbten die Soldaten auf die feindlichen Grabenlinien zu.

Dieses langsame, schreckliche und scheinbar eintönige Gekrieche war in Wirklichkeit keineswegs eintönig. Es war ein erbitterter Kampf, in dem jede einzelne Minute dramatisch verlief.

Da verharrten einige Soldaten unentschlossen vor einer offenen ebenen Stelle, wo in winziger Punktierlinie Erdklümpchen aufgeworfen wurden. Plötzlich ein Schlag der sowjetischen Batterie, eine MG-Garbe, eine zweite, und noch eine! Dort schlug ein Volltreffer ein und wühlte einen Schützengraben der Faschisten um und um, wieder an anderer Stelle kam ein MG zum Schweigen, und damit verstummte auch der schreckliche Punktierapparat. Diesen Augenblick hieß es abpassen, um mit einem Sprung vorwärtszusetzen, solange das Sperrfeuer des Gegners noch nicht wieder eingerichtet war auf die neuen Ziele. Einer setzt zuerst an. Wer mochte das sein? Welcher Richtschütze, welcher Kanonier hatte da im rechten Moment die Mannschaft im Unterstand auf die Beine gebracht? Welcher Sanitäter hat da mutig die Verwundeten versorgt und schleppt sie unentwegt aus dem Feuerbereich heraus? Welcher Scharfschütze hat die Hitlerfaschisten an den MGs zum Schweigen gebracht und ihrem Gebell ein rechtzeitiges Ende bereitet? All das möchte Kostromin wissen. Ist er selbst doch oft genug im Kugelregen gewesen und hat die Talgarier mehrmals zum Angriff geführt. Auch jetzt zieht es ihn zu seinen Soldaten.

Bald kehrt der Melder unverrichteterdinge zurück.

„Der Schreiber ist nicht in seiner Einheit“, meldet er lakonisch.

„Wieso ist er nicht zu finden? Ist wohl ausgewetzt, wie?“

„Er hat auch nicht dort übernachtet“, fährt der Melder ruhig fort. „Ist vielleicht zur Pferdetruppe ins Heu schlafen gegangen.“

„Sofort suchen! Ich werd' ihm schon zeigen, was im Heu pennen heißt!“

Rasch geht der Melder ab. Kostromin schaut auf die Uhr und telefoniert wieder ins Bataillon.

„Die zehn Minuten, die ich Ihnen, lieber Genosse, gewährt hab', sind längst um! Haben Sie die Sache geklärt? Und warum melden Sie mir nichts? Wieso warten Sie, bis der Kommissar Sie wieder mahnt? Wer war vorn? Moment, ich notiere den Namen. Ja, ja ... Und wie ist sein Vorname? Das wissen Sie nicht? Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß man die Helden mit dem vollen Namen kennen muß? Seien Sie so gut und bringen Sie's in Erfahrung. Nun weiter ... Wer? Wie? Stschuplenkow? Welcher Stschuplenkow denn? Zum Teufel, das ist doch mein Schreiber! Wie ist denn der dorthin geraten? Schicken Sie ihn sofort zurück! Und verbinden Sie mich mit Jermoljuk! Auch im Gefecht? Richten Sie meinen Befehl aus wegen des Schreibers!"

Nachdem der Kommissar den Hörer aufgelegt hatte, sagte er:

„Sieh einer an! Ist einfach in die vordere Linie gegangen ... Mach einer was er will, aber der kriecht drauflos als erster!"

Man meldete ihm, Jermoljuk sei, wie befohlen, am Telefon.

„Wo ist denn bloß der Schreiber?" schrie Kostromin los. „Wie lange soll ich noch auf ihn warten? Und warum kriege ich Sie nicht an die Strippe? Sie waren im Gefecht? Das ist gut, ist ausgezeichnet, aber man muß auch die Verbindung hinter sich haben. Haben Sie den Schreiber losgeschickt? Wieso geht er nicht? Und was wird aus meinem Befehl? Ich werd' ihm schon zeigen, was sich weigern heißt! Wie? Er hat eine Handgranate in den Splittergraben geschleudert? Ein Prachtkerl! Das heißt, nein, verdammt nochmal, kein Prachtkerl! Ich werd' ihm beweisen, wie man Granaten schmeißt! Verbinden Sie mich und bringen Sie ihn ran, tot oder lebendig!" Bei den letzten Worten klopfte er gereizt mit dem Hörer auf die Tischplatte und sagte dann:

„Hat mich ganz schön angeführt! Mich muß der Teufel geritten haben! ... Ich ahnte doch gleich, daß der mich reinlegt ... Hab' gleich gewußt, das kann zu nichts Gutem führen ..." Schließlich fügte er lachend hinzu: „Man sollte eben keine Leute einstellen, die noch kein Pulver gerochen haben! Und vor allem sollte ich sie nicht neben mich setzen!"

Wer den Kommissar näher kannte und Zeuge dieses Gesprächs war, wußte, daß Kostromin selten so zufrieden war wie eben jetzt. Mit tragik-komischem Seufzer griff er zum Schreibpapier und fertigte den allmorgendlichen Bericht eigenhändig.

Unter der Rubrik „Nach Redaktionsschluß" wurde diesmal über den Komsomolzen Stschuplenkow, den Schreiber, berichtet, der sich im Gefecht hervorgetan hatte. Die letzten Worte schrieb Kostromin mit verschmitztem Lächeln: Dem Schreiber Stschuplenkow und allen Neuankömmlingen, die sich im heutigen Kampf ausgezeichnet haben, wird der verpflichtende Ehrenname eines alten Talgariers verliehen!"

(1942)

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

DDR UNSER VATERLAND



Kiefern rauschen, wenn der Wind in sie hineinfährt, stärker als andere Baumarten. Das liegt ganz einfach daran, weil in die Kiefern der Wind leichter eindringt als in Fichte oder Buche. Man kann das probieren. wenn man Zeit und Ruhe findet, unter Kiefern zu liegen. Da sieht man dann auch dies: Von oben gezählt, sieben Astwirbel nach unten, das heißt sieben Jahre zurück, ist der Abstand von Wirbel zu Wirbel auffallend groß. Das war ein günstiges Jahr für den Baum. Aber dann folgen gleich drei schlechte Jahre, denn die Abstände sind kurz und das Geäst mager.

Wo es solche geschichtsschreibende Kiefern gibt? Nun überall, wo Kiefern wachsen. Gleich am Stadtrand, sogar in der Stadt Cottbus zum Beispiel prägen sie mit den Charakter der Landschaft. Ja, die Stadt selbst ähnelt in vielerlei Hinsicht einer dieser geschichtsschreibenden Kiefern.

Ein durchweg schön gewachsener Baum ist Cottbus nicht. Dort irgendwo in der Vergangenheit, nicht mehr so deutlich erkennbar, ruht ein verknorpelter Wurzelstock. Die sorbischen Bauern haben dann den jungen Stamm reichlich mit Nahrung versorgt.

Eingewanderte Flamen haben aus der bodenständigen Tuchmacherei der Sorben den Grundstein für eine Tuchindustrie entwickelt, die Cottbus berühmt und reich machte. Schon zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts begann die maschinelle Herstellung von Tuch. Aber nach dem ersten Aufschwung trat in den dreißiger Jahren die erste der zahlreichen Flauten ein.

Noch heute stehen als ihr Wahrzeichen mitten im Kiefernwald, neben Bauerngehöften oder am Rande eines ehemaligen Dorfplatzes, damals schon zur Stadt gehörig, häßliche Ziegelklötzer aus der damaligen Zeit.

Heute könnte man annehmen, der Baum hätte begonnen zu tanzen, so lebhaft entwickelte er sich plötzlich weiter. Nachdem die Hauptschäden des letzten Krieges beseitigt waren, entstanden in Cottbus mehrere Neubaukomplexe, nach ihrer Art und ihrem Umfang für die Stadt etwas bis dahin Einmaliges. Der Baum fing an zu grünen und sich in alle Himmelsrichtungen auszubreiten.

Der alten Tuchmacherstadt war noch im Februar 1945 der Wohnraum für etwa ein Drittel ihrer Bürger zerbombt worden. Zerstört waren alle Spreebrücken, die Geschäftsstraßen, viele Verwaltungsgebäude. Doch gerade diese Stadt hatte eine Aufgabe erhalten, die ihr einen plötzlichen Zuzug von Tausenden Bürgern, von Verwaltungen, Betrieben, Geschäften brachte. Eine ehrenvolle Aufgabe: die Schlüssel zum Schwarzen Gold zu verwalten.

Über fünfzigtausend Bürger vor dem Krieg, Sechsundsechzigtausend zum Ende der fünfziger Jahre – zum Ende der sechziger werden es fünfundachtzigtausend, in weiteren zehn Jahren an die hunderttausend sein.

1952 ist Cottbus Bezirksstadt geworden. Aus der einstmals preußisch-brandenburgischen Kreisstadt entwickelte sich sogar eine ansehnliche und angesehene Bezirksstadt.

In der Sowjetunion, in der Volksrepublik Polen, in Ungarn, Westberlin und Westdeutschland sitzt man auf Cottbuser Polstermöbeln des bedeutendsten Exportbetriebes der Stadt, des VEB Polstermöbel „Poco".

Cottbus beherbergt aber auch neben anderen zentralen Stellen die VVB Kraftwerke und die VVB Tuche.

Pünktlich und gewissenhaft erfüllen die 17 000 Tuchmacher der VVB Volltuch Cottbus ihre Exportverpflichtungen in das sozialistische und kapitalistische Ausland. Die Kisten mit den Exportwaren sind mit Namen von 30 Ländern beschriftet, darunter Australien und Großbritannien, das traditionelle Land der Tuchindustrie. Immer mehr hochproduktive Greiferschützen-Anbauautomaten übernehmen die Arbeit herkömmlicher Webstühle. Wenn 1965 etwas über 340 000 Quadratmeter Tuch auf diesen modernsten, in der DDR entwickelten Maschinen hergestellt wurden so werden es 1970 bereits über 8 Millionen Quadratmeter sein. Der Anteil synthetischer Fasern in den Geweben nimmt rasch zu.

Vor allem aber ist Cottbus Energiezentrum. Der VVB Kraftwerke Cottbus unterstehen gegenwärtig 50 Prozent der Kraftwerkskapazitäten unserer Republik. Das Großkraftwerk Vetschau am Rande des Spreewalds (unser Bild) ist das zweitgrößte unserer Republik.

Wenn im Frühjahr in Berlin der VII. Parteitag zusammentritt, wollen die Erbauer den 12. und letzten Turbosatz zum Dauerbetrieb übergeben. Die Verfügbarkeit der Kraftwerksaggregate (darunter versteht man den ununterbrochenen Lauf der Maschinen während des Dauerbetriebes) soll z. B. im ersten Halbjahr 1967 im Vergleich zum gleichen Zeitraum des Vorjahres um 14 Prozent höher sein.

800 Millionen Watt elektrischer Energie sollen in den nächsten Jahren von allen Kraftwerken der DDR allein durch bessere Ausnutzung der jetzt vorhandenen Aggregate auf dem Wege der sozialistischen Rationalisierung gewonnen werden. Das entspricht dem Energiebedarf des gesamten Bezirkes Cottbus. Ein Kraftwerksneubau dieser Größe würde ungefähr 700 Millionen Mark kosten.

Und damit nimmt auch die Stadt mehr und mehr Großstadtcharakter an. Neue Wohnviertel entstehen. das vierte Hochhaus geht seiner Vollendung entgegen. das Warenhaus wird bald vollendet sein. hellerleuchtete Straßenzüge und großzügige Parkanlagen schmücken die Stadt und . . . und so hegt und pflegt man den Baum, wie er es vordem nicht gekannt hatte. Noch Generationen nach uns wird man deutlich die Stelle erkennen, wann die Wachstumsverhältnisse den Bedürfnissen entsprechend geregelt wurden.

Schneider

Im Villenviertel der Stadt Springfield lebte Herr Edgar M. Thruther mit seiner Familie, ein angesehener Geschäftsmann, der in einer der Hauptstraßen der Stadt ein gutgehendes Maklerbüro besaß. Seine Frau war hübsch und elegant. Sie hatte reichlich Geld und konnte sich ein gepflegtes, wenn auch kostspieliges Hobby leisten. Sie sammelte kunstvolle altertümliche Puppen.

Von Agenten und Firmen aus ganz Amerika erhielt sie eine Fülle von Angeboten, und ihre persönliche Korrespondenz war ebenfalls sehr umfangreich. Eines Tages fand sie zu ihrer Überraschung ein Schreiben, das nicht an sie adressiert war und das doch im Briefkasten an der Tür ihrer Villa steckte.

Die Anschrift lautete:

Señora Maria Califuentes
987 A Calle Mayor, Buenos Aires, Argentina.

Absender: Miss Rosalie Thruther,
Red Hills Street 34,
Springfield, Ohio.

Frau Thruther bekam somit einen Brief in die Hände, den sie in Wirklichkeit gar nicht geschrieben und abgeschickt hatte. Sie konnte sich das nicht erklären. Auch die Anschrift der Frau Califuentes besagte ihr nichts, sie kannte diese Dame nicht. Auf den Briefmarken entzifferte sie den Stempel der Post in Springfield mit einem Datum des Vormonats. Dieser Brief war also tatsächlich in der Stadt aufgegeben worden, in der sie wohnte. Auf dem Briefumschlag stand mit Blei geschrieben der Vermerk des Briefzustellers: Empfänger unbekannt verzogen.

Frau Thruther stand vor einem Rätsel. Sie öffnete den Brief und las ihn durch. Der Text verwirrte sie noch mehr.

Liebe Freundin,
vielleicht fragten Sie sich schon, was mit mir los sein möge, da ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Wir haben einen sorgenvollen Monat hinter uns. Mein kleiner Neffe, mein Liebling, ist an einem Gehirntumor erkrankt und wird wahrscheinlich nicht mehr lange leben. Das brachte uns alle etwas aus der Fassung, und wir wissen nicht, was wir anfangen sollen. Er wird nun bestrahlt, und die Ärzte rechnen mit einem gewissen Erfolg, geben uns aber keine große Hoffnung, daß der Kleine wieder ganz gesund wird. Vielleicht tritt doch noch eine Besserung ein.
Vor einem Monat baten Sie mich, Ihnen über meine Sammlung zu berichten. Ich hielt im Künstlerklub einen Vortrag und las dort auch über meine Figuren und Puppen. Ich habe wieder einige neue Exemplare erworben. Es sind bezaubernde irische Modelle. Eine davon ist ein alter Fischer mit einem Netz über der Schulter, die zweite stellt eine Frau mit einem Bündel Holz auf dem Rücken dar, und die dritte ist ein kleiner Junge.
Wie es scheint, hat meine Vorlesung Anklang gefunden. Ich muß jedoch immer wieder an den armen Jungen denken.
Sie schrieben mir, Sie hätten Herrn Shaw eine Nachricht zukommen lassen. Er hat Ihr Schreiben vernichtet. Wissen Sie, daß er krank war? Ich sprach mit seiner Familie. Alle sagen, er werde bald wieder arbeiten können. Ich hoffe, daß mein Brief nicht zu traurig ist. In diesen Tagen kann ich aber nicht viel schreiben. Bevor ich meiner Mutter die Steuererklärung ausfüllte, machte ich in Ihrem Interesse einen kleinen Einkaufsbummel. Dort lernte ich auch Maschineschreiben. Alle Menschen reisen jetzt viel, und die Straßen sind mit Fahrzeugen verstopft. Grüßen Sie Ihre Familie von mir. Es tut mir leid, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe.

Ihre
Rosalie Thruther

PS. Meine Mutter wollte nach Louisville fahren. Wir hatten aber große Sorgen und ließen diesen Plan daher fallen.

Frau Thruther war vom Inhalt dieses Schreibens ganz fassungslos. Vieles im Text stimmte

Die Dame mit den Puppen

VON V. P. BOROVIČKA



nämlich mit der Wirklichkeit überein. Ihr kleiner Neffe war tatsächlich krank. Sie hatte über ihre Sammlung altertümlicher Figuren tatsächlich im Klub einen Vortrag gehalten. Aber in der Zeit, da der Brief laut Poststempel in Springfield aufgegeben worden war, befand sie sich gar nicht in der Stadt, sondern war zu Besuch in New York.

Eine amerikanische Frau, die einen rätselhaften Brief in die Hände bekommt und sich seinen Ursprung nicht erklären kann, denkt nicht einmal im Jahre 1942, wenige Monate nach dem Überfall der japanischen Seestreitkräfte auf den USA-Flottenstützpunkt Pearl Harbor, an Spionage. Frau Thruther wollte über dieses Rätsel jedoch Näheres erfahren. Sie ging zum Hauptpostamt und suchte dort Aufklärung. Der Leiter des Hauptpostamtes konnte ihr zwar auch nicht helfen, unternahm jedoch etwas: Er schrieb einen neuen Briefumschlag, steckte das ominöse Schreiben hinein, und schickte es mit einer entsprechenden Meldung an die Anschrift des FBI in Washington.

Der zuständige Referent in der Washingtoner Zentrale des FBI muß äußerst phantasiebegabt gewesen sein. Er analysierte den Text und kam zu folgendem Ergebnis:

1. Der Brief ist von jemandem geschrieben worden, der nicht gut englisch kann. Im Text sind viele Rechtschreibungsfehler.
2. Er ist von einer Person geschrieben worden, der die Probleme der Sammlung und der Sammler altertümlicher Figuren und Puppen bekannt sind.
3. Der Brief kann folgende Mitteilung enthalten:
   Neue Puppen = neue Kriegsschiffe, die im Pazifik operieren. Irische Fischer mit Netz = mit Schutznetzen ausgerüstete Flugzeugträger.
   Alte Frau mit einem Holzbündel = ein Kriegsschiff mit Holzaufbauten zur Tarnung.
   Junge = Torpedobootzerstörer.
   Mister Shaw, der das Schreiben vernichtet hat = der amerikanische Kreuzer „Shaw", der bei dem Angriff auf Pearl Harbor stark beschädigt, aber gerettet und ausgebessert wurde und nun auf der Linie Hawaii-Inseln–San Franzisko operiert.
   Postscriptum = erwarten Sie in nächster Zeit keine Informationen.
   Mutters Reise nach Louisville = der Kreuzer „US Navy Louisville", der alle Weltmeere befährt und für die breite Öffentlichkeit ein Geheimnis darstellt.

Das waren kühne Annahmen. Der Mann im Washingtoner FBI hatte für seine Behauptungen jedoch keine Begründung. Es war seine eigene Konstruktion und seiner Meinung nach eine logische. Er gab sich aber keine Mühe, jemand davon zu überzeugen, seine Vorstellungen seien unbedingt richtig. Er legte seinem Chef diese Mutmaßung als eine der möglichen vor.

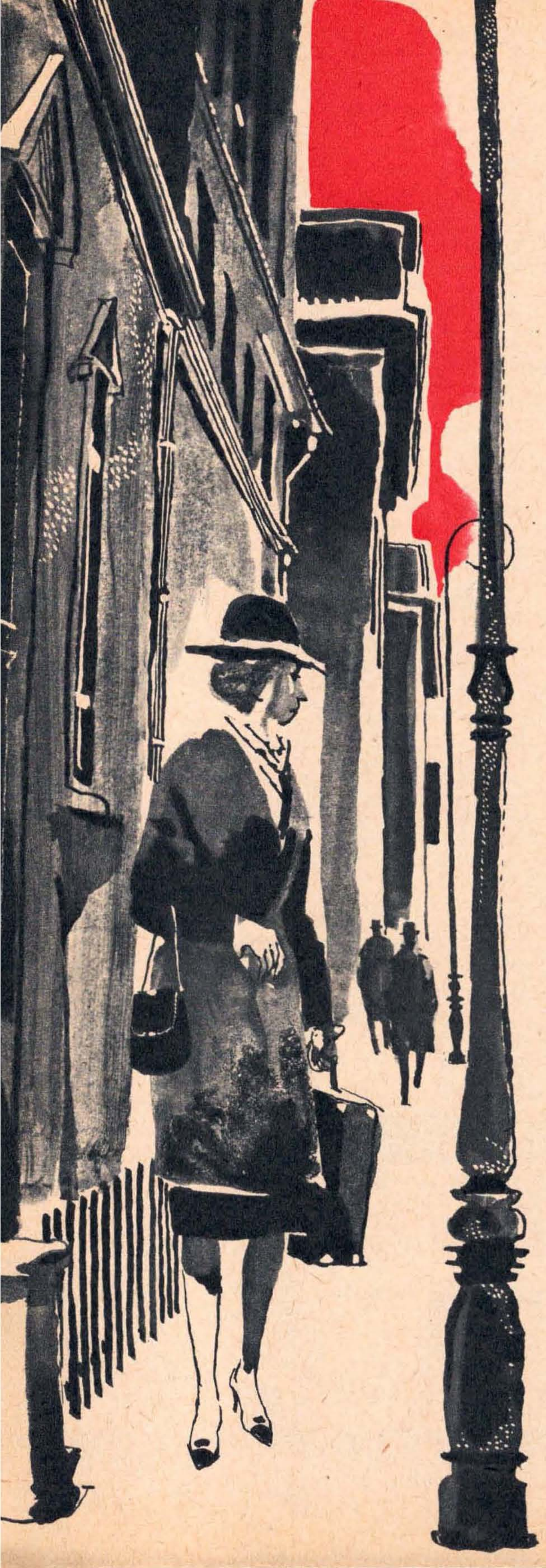
Da indessen keine andere These aufgestellt werden konnte, und der sonderbare Brief mit dem wirklichen Empfänger und dem wirklichen Absender auf dem Tisch lag, war das schließlich der einzige gangbare Weg.

Der Agent R. V. Stone, dem der Fall übertragen wurde, ging von der Annahme aus, daß das Schreiben tatsächlich geheime Informationen zum Inhalt hatte und man mit den Ermittlungen unter den Kennern altertümlicher Puppen und kunstvoller Figuren beginnen müsse. Der Absender oder der Empfänger mußte mit der wirklichen Frau Thruther in Springfield oder mit Señora Califuentes in Buenos Aires zum mindesten im entfernten etwas zu tun haben. R. V. Stone wußte, daß der Empfänger in Argentinien unbekannt verzogen war, und da Springfield näher lag, klingelte er am Donnerstag vormittag in Frau Thruthers Villa.

In der ersten Stunde des Gesprächs machte er sich mit den Besonderheiten der Sammler alter Figuren vertraut, hörte sich erneut Frau Thruthers Verwunderung darüber an, daß eine Unbekannte in ihrem Namen einer anderen un-

Jllustrationen: Karl Fischer





bekannten Frau tatsächlich wahrheitsgetreue Dinge geschrieben hatte. Diese konnten nur jemandem bekannt sein, der in letzter Zeit mit Frau Thruther verkehrt hatte, der ihre Sorgen kannte und von ihrem in Aussicht genommenen Vortrag im Klub wußte.

Der Agent erfuhr im Laufe dieses Gesprächs aber auch Details über die beste Einkaufsquelle der Sammler dieser Besonderheiten, über das Luxusgeschäft in New York an der Ecke Madison Avenue und Zweiundsechzigste Straße. Frau Thruther hatte bei ihrem letzten Besuch in New York das Geschäft mehrmals knapp hintereinander aufgesucht.

R. V. Stone war ein Meister im unauffälligen Aushorchen. Frau Thruther war sich keiner Unrechtmäßigkeit bewußt und erzählte ihm daher ohne Umschweife, daß die Besitzerin dieses New Yorker Geschäfts Velvalee Dickinson, fast zu ihrer Freundin geworden sei. Frau Thruther habe ihr von der Krankheit ihres Neffen erzählt, von der Sammlung, von dem geplanten Vortrag und von allem, was in dem Brief an Frau Califuentes in Argentinien stehe. Nur von den neuen Figuren ihrer Sammlung, nämlich der Fischerfigur, der alten Frau und dem Jungen könne sie nichts wissen, da Frau Thruther ja gar keine solchen Figuren besitze.

Das war zwar eine sehr mäßige Spur, da Dutzende Menschen in Springfield und alle Nachbarn und Bekannten Frau Thruthers von diesen Tatsachen wußten. Die Krankheit war eine Tragödie, über die viel gesprochen wurde, und auch der Vortrag im Klub hatte die Aufmerksamkeit erregt. R. V. Stone verabschiedete sich von Springfield. Er vermutete richtig, daß der Schlüssel zu diesem Rätsel ganz woanders zu suchen war.

Das Eckgeschäft der Dickinson an der Zweiundsechzigsten Straße und der Madison Avenue befand sich unweit des Zentralparks, in einer Gegend also, wo es keine Kramläden gab. Das Geschäft für altertümliche Puppen hatte angesehene Kunden: Sterne der flimmernden Leinwand, Börsenmakler, exzentrische Witwen, die das Geld dazu hatten, und einige wirkliche Kenner.

Der durchschnittliche Preis für eine altertümliche Puppe betrug fünfzig Dollar. Frau Dickinson hatte aber auch Puppen zu fünfhundert Dollar das Stück aus der Zeit der Kolonisierung Amerikas, und einige Typen fast uralter Puppen aus Afrika konnten noch teurer sein.

Die Regale dieses Luxusgeschäfts kamen einer Ausstellung der Weltgeschichte gleich. Chinesische und japanische Puppen und Marionetten, Figuren aus dem Norden, Elfenbein, schwarzes Teakholz, Bronzearbeiten der alten Azteken, eine vietnamesische Todesgöttin aus Stroh, eine geschnitzte Matrjoschka aus dem zaristischen Rußland. Silber, getriebenes Kupfer, getrockneter Kürbis, seltene Hölzer – das war Frau Dickinsons Welt.

Die Geschäftsinhaberin war kaum einhundertfünfzig Zentimeter groß, mager und wog nicht mehr als ein zehnjähriger Junge. Sie lächelte

immer, verstand es, mit angesehenen Kunden umzugehen, konnte beraten.

R. V. Stone verließ das Geschäft, bezaubert von dem Milieu und der winzigen Frau Dickinson. Er ließ sich aber von der Solidität der Antiquitätenhändlerin nicht täuschen und stellte Nachforschungen über ihre Vergangenheit an. Sie war in Sacramento geboren, und ihr Mädchenname lautete Malvene Blücher. Sie hatte einen guten Ruf und war nicht vorbestraft. Vor zehn Jahren war sie Mitglied der Japanisch-Amerikanischen Gesellschaft geworden, im Jahre 1937 aber wieder ausgetreten.

Ihr verstorbener Mann hatte im gleichen Hause, in dem sich das japanische und das deutsche Konsulat befanden, ein Büro gehabt. Das war zwar ein auffälliger Umstand, bewies aber noch nichts. Japanische Puppen, das japanische Konsulat und – aller Dinge sind drei – die japanische Kolonie. Als ihr Mann noch lebte und Frau Dickinson zuerst in einer Bank und dann bei der United Fruit beschäftigt war, wohnte das Ehepaar in Imperial Valley, mitten in der japanischen Kolonie.

Nach dem Tode ihres Ehemannes übersiedelte sie nach New York, arbeitete über Weihnachten 1937 in der Puppenabteilung eines Kaufhauses und eröffnete bald darauf ihr eigenes Geschäft, das der Agent Stone bereits gut kannte. Sie verdiente nicht schlecht, lebte bescheiden, und nichts an ihr war auffällig.

Vielleicht nur die Tatsache, daß sie gewissermaßen eine Puppenkönigin war und Details aus Frau Thruthers Leben kannte, so daß die Agenten des FBI doch irgendeinen Zusammenhang zwischen ihrem Geschäft und dem sonderbaren Brief ahnten, der mit einem falschen Absender nach Argentinien abgeschickt worden war. Das war aber sowohl ein Verstoß gegen die im Kriege geltenden Ausnahmebestimmungen über den Postverkehr mit dem Ausland, als auch ein Hinweis, daß es sich hier um keinen harmlosen Brief handelte, sondern um eine getarnte Mitteilung. Wer aber sollte sie erhalten? Von nun an beschatteten Agenten des FBI unablässig die Inhaberin des Antiquitätengeschäfts und ihre Kunden. Dienststellen der amerikanischen militärischen Zensur suchten nach Briefen, in denen Puppen, Figuren und dergleichen erwähnt wurden.

Man fing drei weitere Briefe auf, in denen von Puppen die Rede war, und zwar einmal von Puppen aus den Kolonien, dann von französischen Puppen und im dritten schließlich von Puppen allgemein. Wer hatte wem Nachrichten übermittelt? Es waren weder Frau Dickinson noch Frau Thruther aus Springfield; und dennoch alle, die ihre Briefe nach Argentinien geschickt hatten, gehörten zu den Kunden des Puppengeschäfts.

Aber keiner von ihnen hatte einen Brief abgeschickt.

In der folgenden Phase der Ermittlungen konzentrierte man sich im Labor des FBI darauf, die Herkunft des Schreibpapiers festzustellen. Es konnte aber nicht nachgewiesen werden, daß es von der Inhaberin des Geschäfts an der Ecke Madison Avenue stammte. Als die geheimen Begleiter in den Städten, die Frau Dickinson auf ihren Geschäftsreisen besucht hatte, jedoch nach den Schreibmaschinen fahndeten, auf denen die Briefe geschrieben worden waren, stellte sich heraus, daß eine einem Hotel in Chicago, die andere einem Hotel in San Franzisko und die dritte einem Hotel in Los Angeles gehörte. Sonderbarerweise waren diese Briefe an den Tagen in den genannten Städten aufgegeben worden, als Frau Dickinson in diesen Hotels gewohnt hatte. (Die Schrift einer Schreibmaschine kann ebenso identifiziert werden wie Fingerabdrücke. Fachleute behaupten, daß nicht einmal zwei Maschinen die gleichen Fehler an den Typen, in den Abständen der Buchstaben voneinander und im Zeilenabstand aufweisen.)

Die Briefe waren von der gleichen Person geschrieben worden wie der erste, und sie wiesen die gleichen Fehler auf.

Schließlich hielt die Zensur mehrere Päckchen mit Puppen darin fest, die auf den ersten Blick nicht gesetzwidriges enthielten. Bei der sorgfältigen Untersuchung der Papierwolle, in die die Puppen verpackt waren, wurde jedoch festgestellt, daß auf einigen dieser feinen Papierstreifen geheime Nachrichten standen. Das war schon direktes Belastungsmaterial für den Staatsanwalt. Der FBI wartete ab und beschattete die Puppendame noch eine Zeitlang, da er ihren Komplicen auf die Spur kommen wollte.

Immer häufiger erschienen jetzt im Geschäft Männer, die sich für Puppen interessierten und denen auf den ersten Blick anzumerken war, daß sie eine deutsche Figur nicht von einer japanischen unterscheiden konnten. Frau Dickinson gab bereitwillig Auskünfte, beriet und empfahl, aber als es ihr immer wieder passierte, daß sich ein über alle Maßen neugieriger Herr mit grauem Hut eine halbe Stunde lang etwas erklären ließ, sich bedankte und doch nichts kaufte, wurde sie nervös. Die mit Absicht aufdringlichen Schnüffeleien des FBI zeitigten interessante Wirkungen. Velvalee Dickinson übergab das Geschäft ihrer einzigen Angestellten, hob eine größere Summe bei der Bank ab und ließ verlauten, sie wolle sich ein paar Wochen in Florida ausruhen. Diese Anschrift war fingiert. Agenten des FBI verfolgten jeden Schritt der kleinen Frau. Ihnen war klar, daß die Dame, die mit Puppen handelte, keine Fahrt ins Blaue unternahm. Sie trat ihre Reise ziemlich ungewöhnlich an.

Sie verließ das Geschäft an der Ecke Madison Avenue, setzte sich in ein Taxi, das gerade vorbeifuhr, und nannte dem Fahrer das Kaufhaus „Saks“ in der Dreißigsten Straße. Vor dem Kaufhaus stieg sie aus, bezahlte und ging hinein. Sie kümmerte sich nicht um die Ladentische mit den Waren, sondern eilte in die zweite Etage hinauf, von wo aus ein Verbindungsgang zum Kaufhaus „Gimbel“ angelegt war. Dort ging sie ebenfalls achtlos an den Waren vorbei und stieg zum Untergeschoß hinab.

Von dort aus führte ein Tunnel zur U-Bahn-Station.
Frau Velvalee Dickinson fuhr bis zum Bahnhof Pensylvania. Ohne erst eine Fahrkarte zu lösen, sprang sie in den ersten besten Zug, der am Bahnsteig stand und fuhr nach Philadelphia. Von dort aus ging es nach Chicago und gleich weiter nach Portland im Staate Oregon. Die ihr folgenden Agenten des FBI hatten Mühe, ihr zu folgen.
In Portland schien sie sich beruhigt zu haben. Sie drehte sich jetzt nicht mehr um und zuckte auch nicht mehr nervös mit den Schultern. Offenbar wußte sie, wohin sie ging. Aber das chinesische Restaurant, das sie besuchen wollte, war geschlossen. „Zu vermieten" stand auf einem Schild an der Tür. Fenster und Gardinen waren grau von Staub. Velvalee Dickinsons einziger Kontaktmann, von dem sie Hilfe erwartet hatte, war „unbekannt verzogen". Ihr blieb nichts anderes übrig, als nach New York zurückzukehren.
Die Puppendame, Frau Velvalee Dickinson, hatte die Verbindung mit ihrem Auftraggeber verloren. Sie fühlte, daß ihr der FBI auf der Spur war und wußte sich keinen Rat mehr. Offensichtlich hatte ihr der Kontaktmann und Restaurantsbesitzer bei persönlichen Besuchen oder bei den Treffs in anderen Städten die Nachrichten zugestellt, die dann von Frau Dickinson mittels ihrer Geschäftsinformationen „verschlüsselt" wurden.
Der FBI verhaftete Frau Velvalee Dickinson wegen Verdachts der Spionage zugunsten Japans.
Die Witwe Dickinson wurde im Jahre 1944 vor Gericht gestellt. Sie wehrte sich noch immer, aber die Beweise für ihre Tätigkeit waren eindeutig. Niemand wäre auf die harmlose Puppensprache gekommen, niemand hätte daran gedacht, daß die kleine Frau aus dem Geschäft in der Madison Avenue Namen und Anschriften ihrer Kunden zur Weiterleitung von Informationen über die Grenze verwendete, wenn die feindliche Spionagegruppe nicht einen grundsätzlichen Fehler gemacht hätte. Die Japaner hatten die Agentin abberufen, die in Buenos Aires unter dem Namen Maria Califuentes lebte, und es der Puppendame nicht mitgeteilt. Daher war der Brief mit der Anschrift Frau Thruthers als Absenderin zurückgekommen.

Ein Gespräch unter Kollegen. In der Tat, einige Forstarbeiter sind Grenzer in Reserve. Arbeiten sie im Grenzgebiet, sichern sie ihren „Abschnitt". Das ist Ehrensache.



KREUZWORTRÄTSEL

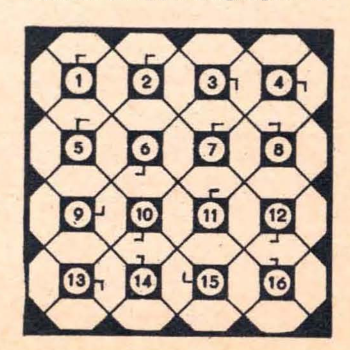
Waagerecht: 1. Verhältnis Fluggeschwindigkeit zu Schallgeschwindigkeit, 5. Orientierungsmittel, 11. sowj. Filmregisseur, 14. Fechtwaffe, 15. Komponist der Operette „Die lustige Witwe", 16. norweg. Mathematiker, 18. Tag zur Wartung und Instandsetzung der Kampftechnik, 20. Ausweis, 22. Erdart, 23. weißes, hartes Metall, 24. Divisionskommandeur bei den Internat. Brigaden, 25. poln. Luftfahrtgesellschaft, 27. Nebenfluß des Neckars, 30. Truppenunterkunft, 35. Raubtier, 37. sowj. Pistole, 41. Stadt im Bez. Karl-Marx-Stadt, 42. Mißgunst, 43. synth. Kautschuk, 44. finn. Erzähler, 45. Zeitabschnitt, 46. Fischfanggerät, 49. sowj. Schachgroßmeister, 50. span. Bezeichnung für Indianer, 51. Kurort in der Schweiz, 52. Autor des Romans „Der Steppenwolf", 53. zweitgrößte Insel der Erde, 54. Maschinenelement zur Übertragung von Bewegungen und Kräften, 55. Berggasthof, 58. nord. Hirsch, 59. Rille, Vertiefung, 61. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 62. Schwermetall, 63. Hafendamm, 65. Infektionskrankheit, 68. Überschlagsprung, 70. Grundstoff, 75. soldat. Tugend, 78. poln. Halbinsel, 80. Blutarmut, 82. Generalsekretär der KP Brasiliens, 83. nord. Tauchvogel, 85. See in der Sowjetunion, 86. Segelflugzeugtyp, 87. Pariser Flughafen, 88. beliebter deutscher Komiker, 89. sowj. Schriftsteller, 90. Autor des Romans „Doktor Faustus", 91. Gruppe der Alpen, 92. Brutplatz.

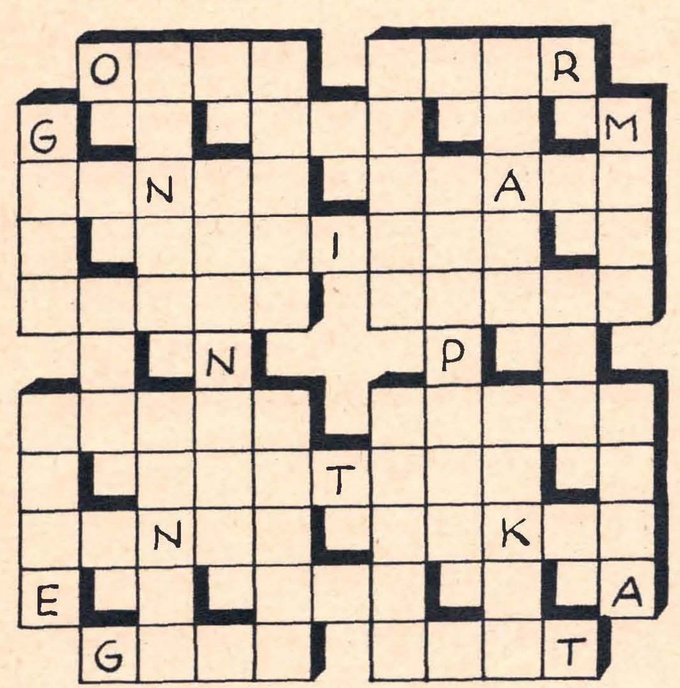
Senkrecht: 1. Dienstgrad, 2. nordwestfranz. Stadt, 3. Luftkurort sw. von Potsdam (Klosterruine), 4. poln. Armeesportvereinigung, 6. nordafrikan. Hafenstadt, 7. asiat. Hauptstadt, 8. Organ der Truppenführung, 9. deutscher demokrat. Schriftsteller (1763–1810), 10. opt. Gerät, 12. Schmuckstein, 13. Stadt in der ČSSR, 17. südamerik. Wurf- und Fanggerät, 18. Drehpunkt, 19. Wurfspieß, 21. Einzelvortrag, 26. rumän. Währung, 27. Hast, 28. Hauptgott der griech. Sage, 29. Nebenfluß der Donau in der ČSSR, 30. lichte Weite eines Rohres, 31. junger Heringsfisch, 32. Destillationsgefäß, 33. schweiz. Hochalpental, 34. sowj. Schriftsteller („Die Lebenden und die Toten"), 36. engl. pazifist. Philosoph, 37. Urstoff, Gegenstand, 38. Fußballspieler der DDR, 39. nordamerik. Baumart, 40. deutscher führender Schriftsteller (1890–1953), 46. jugoslaw. Insel, 47. Nachtvogel, 48. Lebensbund, 56. franz. Opernkomponist, 57. engl. Arbeiterführer, Mitbegr. der KP, 60. weibl. Vorname, 64. Behörde, 66. Musikwerk, 67. amerik. sozial. Schriftsteller (1876 bis 1916), 69. Stadt in der Schweiz, 71. deutscher hervorrag. Chemiker, 72. zeitgenöss. deutscher Schriftsteller, 73. Meßgerät, 74. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 76. Inselbewohner, 77. Himmelsrichtung, 78. Stadt an der Lippe, 79. Nebenfluß des Rheins, 81. Nadelbaum, 82. Vorhaben, 83. Opernlied, 84. Währung in Burma.

FLIESENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.

1. engl. Arbeiterführer, 2. Schneehütte der Eskimos, 3. Wasserpflanze, 4. Holz- oder Metallsplitter, 5. Brennmaterial, 6. Salzlösung, 7. Schienenfahrzeug, 8. Bezeich. für Hafen, 9. Gesangsstück, 10. Männergesangsstimme, 11. Erfinder des Telefons, 12. Empfindungsorgan, 13.

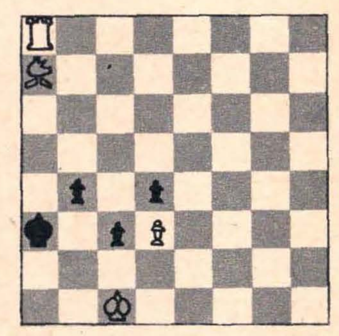




ZUM RECHNEN

Ein Bomber fliegt eine Geschwindigkeit von 200 m/s. Er wirft eine Bombe aus 5886 m Höhe über dem Erdboden ab. Welche waagerechte Entfernung legt die Bombe zurück, bevor sie aufschlägt. Zur Vereinfachung der Berechnung sei Vakuum angenommen ($g = 9{,}81\ m/s^2$).

SCHACH



Matt in 4 Zügen (A. Anderssen)

KREUZGITTER ▲

In die Figur sind, unabhängig von Reihenfolge und Richtung, Begriffe einzutragen, so daß sich ein Kreuzworträtsel ergibt. Zur Kontrolle sind bereits einige Buchstaben eingetragen.

1. Eröffnung beim Fußballspiel, 2. Stadt in Sibirien, 3. Orientierungsmittel, 4. Fehlbetrag, 5. Präsident des DTSB, 6. norddeutsche Hafenstadt, 7. Altberliner Original, 8. Atmungsorgan der Fische, 9. Berliner Wappentier, 10. Bewohner eines Erdteils, 11. Werkstoff, 12. Stadt in Italien, 13. Mittel zur Truppensicherung, 14. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 15. russ.: Funke, 16. Nebenfluß des Rheins, 17. Autor des Romans „Prof. Unrat", 18. Vorhang, 19. Wappentier, 20. inneres Organ, 21. sowj. Weltraumhündin, 22. Zündschnur, 23. aromat. Getränk, 24. Staatshaushalt, 25. deutscher Komponist, 26. Stadt in Belgien, 27. Stadt im Norden der Ind. Union, 28. Hafenstadt in Jordanien, 29. Sportboot, 30. kurzes Woms, 31. Fluß in Frankreich, 32. dän. romant. Komponist.

Nebenfluß der Elbe in der ČSSR, 14. Turngerät, 15. Zuschlagstoff des Betons, 16. röm. Kaiser.

Bei richtiger Lösung ergeben die Außenfelder, bei 1 beginnend, ein militär. Führungsdokument.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1967

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Mirny, 4. Rerik, 7. Soos, 10. Tabor, 13. Spa, 14. Lias, 15. Edo, 16. Queue, 17. Mamma, 20. Elan, 22. Torun, 24. Roma, 26. Aragon, 27. Mohn, 28. Igel, 31. Neruda, 32. Mai, 34. Mast, 36. Sonate, 38. Runge, 40. Ute, 41. Galvani, 45. Eta, 46. General, 48. Osiris, 50. Pegasus, 53. Tal, 55. Komitat, 56. Mir, 58. Brest, 60. Minute, 63. Onon, 65. Uri, 67. Attika, 70. Ober, 71. Mole, 73. Eisler, 75. Solo, 77. Diana, 78. Inka, 79. Havel, 81. Lenau, 82. Mil, 83. Oker, 84. Boa, 85. Ulema, 86. Luna, 87. Echse, 88. Frist.

Senkrecht: 1. Maquis, 2. Riemen, 3. Yser, 4. Ramme, 5. Rum, 6. Klara, 7. Saege, 8. Oslo, 9. Sen, 10. Toto, 11. Bernau, 12. Renate, 18. Aar, 19. Madras, 21. Anmut, 23. Ohm, 25. Onega, 27. Mig, 29. Gobelin, 30. Laue, 33. Anapa, 35. Staudte, 37. Giro, 38. Resi, 39. Erg, 42. Alter, 43. Volt, 44. Nike, 47. Rab, 49. Imatra, 51. Etmal, 52. Anno, 54. Asien, 56. Moldau, 57. Romane, 59. Rue, 61. Ubangi, 62. Erfurt, 64. non, 66. Osaka, 67. Aehre, 68. Ise, 69. Kolbe, 72. Lama, 74. Ikon, 76. Olaf, 78. Ill, 80. Vah.

FULLRÄTSEL: 1. Behaim, 2. Fender, 3. Gaffel, 4. Scher, 5. Brecht, 6. Weigel. – Befehl.

SILBENRÄTSEL: 1. Abitur, 2. Nachhut, 3. Diskus, 4. Rapier, 5. Epinal, 6. Gagarin, 7. Aurora, 8. Relais, 9. Narodnaja, 10. Egalité, 11. Revolver, 12. Indus, 13. Neptun. – André Garnerin.

VERBAUTES: „Genossen, laßt mich in euren Herzen weiterleben."

ZUM RECHNEN:

1 PS = 75 kgm/s

$$\frac{16 \cdot 10^4 \cdot 427 \cdot 0{,}36}{36 \cdot 10^2 \cdot 75}\ PS \qquad \underline{\underline{91{,}1\ PS}}$$

SCHACH: Puchalla (auf c6 steht ein weißer T) 1. Th81 Kc6:; 2. Dg8 und matt auf a8; 1. .... Kc4; 2. Se3+ Kc3; 3. e6 matt.

RECHNEN UND RATEN:

216	–	36	=	180
–		:		+
135	+	9	=	144
81	X	4	=	324



Am 18. März gratulieren wir unseren mongolischen Waffenbrüdern recht herzlich zum 46. Jahrestag der Mongolischen Volksarmee.

●

Ein für die südvietnamesische Befreiungsarmee sehr erfolgreicher Monat des vergangenen Jahres war der November 1966. In jenem Monat setzte sie 11 400 gegnerische Soldaten außer Gefecht (darunter zur Hälfte US-Soldaten), vernichtete 70 feindliche Flugzeuge, 200 Panzer und gepanzerte Fahrzeuge, versenkte 7 Militärboote und zerstörte 134 Kasernen, Militärstationen und Depots des Gegners.

●

Waffen und Munition westdeutscher Herkunft erbeuteten angolesische Freiheitskämpfer bei Gefechten mit portugiesischen Kolonialsöldnern. Zugleich gelang es ihnen, eine Gruppe von Angolesen zu befreien, die von den Kolonialbehörden verhaftet worden waren und in ein KZ verschleppt werden sollten.

●

Im Nordosten sowie in einigen anderen Gebieten Thailands nimmt gegenwärtig die Partisanentätigkeit dermaßen an Wirksamkeit zu, daß Regierungsstellen künftig auch mit Angriffen auf die amerikanischen Stützpunkte im Lande rechnen. Zur Zeit haben die USA in Thailand etwa 30 000 Mann stationiert, die überwiegend den Luftstreitkräften angehören und an den Überfällen auf vietnamesisches Territorium beteiligt sind. Außerdem werden zwei neue Stützpunkte errichtet, die sogar den gewaltigen Komplex in der Bucht Cam-ranhu in Südvietnam – den zur Zeit größten in ganz Südostasien – übertreffen sollen.

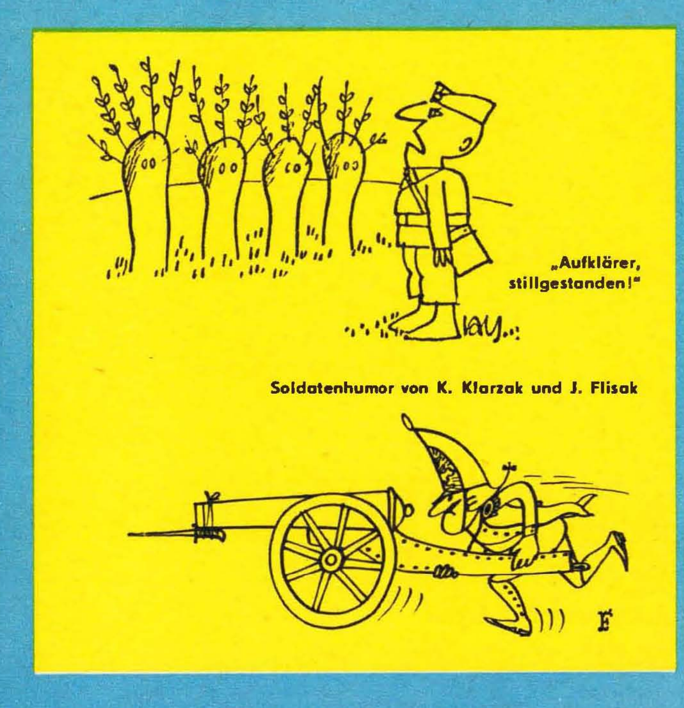
●

Nach einer Meldung des chilenischen Blatts „El Siglo", richtet eine Gruppe US-Soldaten unter dem Befehl eines Obersten auf der Osterinsel, die chilenisches Hoheitsgebiet ist, insgeheim einen Militärstützpunkt ein. Die Soldaten arbeiten in Zivilkleidung, und den Organen der chilenischen Inselverwaltung ist der Zutritt zur Baustelle nicht gestattet.

„FÜR FERNFAHRT"



Die Matrosen, Maate und Offiziere des Kreuzers „Admiral Uschakow" sind auf Deck angetreten. Alle erfüllt festliche Stimmung. Der Schiffskommandant tritt auf seine Männer zu und überreicht ihnen das Abzeichen „Für Fernfahrt" – Hände drückend, gratulierend zu der verdienten Auszeichnung.
Und sie ist wirklich verdient! Der Kreuzer hat eine große Fahrt hinter sich gebracht. Mehr als 5200 Seemeilen wurden auf der ausgedehnten Reise von Seweromorsk nach Sewastopol zurückgelegt. Das Schiff durchfurchte die Wasser von sieben Meeren und zwei Ozeanen. Dabei gewann seine Besatzung bei oft schwerer See und stürmischen Winden neue Erfahrungen in der Gefechtsausbildung und vergrößerte ihre seemännische Meisterschaft.
Schon viele Angehörige der Sowjetflotte tragen mit Stolz das Abzeichen „Für Fernfahrt"; sind doch solche Fahrten von U-Booten und Überwasserschiffen seit langem zur Regel geworden.
Merkmal des Abzeichens ist die wehende weißblaue Seekriegsflagge der Sowjetflotte. Darunter ist als Flachrelief die Silhouette eines U-Bootes bzw. eines Kreuzers abgebildet.
Verdiente Träger dieser Auszeichnung sind natürlich auch jene sowjetischen Seeleute, die seinerzeit mit einer Gruppe kernkraftgetriebener U-Boote die Erde umrundeten und dabei eineinhalb Monate unter Wasser verbrachten. *L. T.*



Soldatenhumor von K. Klarzak und J. Flisak

FLAGGEN DER SEESTREITKRÄFTE DER SOWJETUNION



Staatsflagge der UdSSR



Seekriegsflagge



Flagge der Schiffe der Grenzflottillen



Gösch und Festungsflagge



Flagge eines Flottenchefs



Flagge eines Vizeadmirals



Flagge eines Konteradmirals



Kommandantenwimpel
für Kriegsschiffe

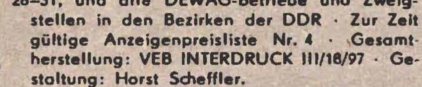


Kommandantenwimpel
für Schiffe
der Grenzeinheiten



HEFT 3
MÄRZ 1967
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Major Losar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Januar 1967

Fotos: Gebauer (24) Titel, S. 3, 13, 14, 15, 16, 17, 61, 72, 73, 74, 75, 76, 89, Rücktitel; Jaeger (1) S. 8; MBD/Hoepner (1) S. 21; DEFA/Süring (2) S. 24, 25; DEFA/Kroiss (2) S. 24, 25; Walzel (1) S. 27; Mittelstädt (10) S. 32, 33, 34, 47, 79; Archiv (4) S. 34, 78, 79; MBD/Zühlsdorf (2) S. 34; Zentralbild (8) S. 38, 40, 41, 60, 61, 65, 82; Zühlsdorf (1) S. 41; Bersch (5) S. 42, 43, 44; Stege (1) S. 46; Barkowsky (4) S. 46, 48; Novosti (1) S. 47; Fröbus (1) S. 53; Billhard (1) S. 54; Weiß (1) S. 55; Chocholáč (4) S. 56, 57, 58; Klöppel (3) S. 58, 59; Lange (1) S. 63; Ferkis (6) S. 66, 67, 68, 69.

Das Foto auf Seite 8 zeigt die Schauspielerin Ursula Werner, die Mitte des Jahres in dem heiter-historischen DEFA-Film „Frau Venus und ihr Teufel" als „Moritz" zu sehen sein wird.

Daß sie eine lange, erfolgreiche Sportlerlaufbahn bereits hinter sich hat, daß ihr erster Film (mit Titelrolle) schon abgedreht ist, möchte man dem frischen, lebhaften Mädchen mit dem dunkelblonden Wuschelkopf auf den ersten Blick kaum glauben. Unbekümmert, jungenhaft kann Christiane Lanzke drauflosplaudern, aus den Augenwinkeln blitzt der Schalk, und doch spürt man aus jedem ihrer Worte, aus ihren Gesten und Bewegungen die Sicherheit der Persönlichkeit, die sehr gut sich selbst, ihre bisherige Entwicklung, die kommenden Aufgaben einzuschätzen weiß. Viel hat sie mit ihren zwanzig Jahren von der Welt gesehen, und gerade im letzten Jahr hat sich Entscheidendes in ihrem Leben geändert. Aus der Pionierleiterin an einer Rostocker Oberschule und großartigen Kunst- und Turmspringerin machte Regisseur

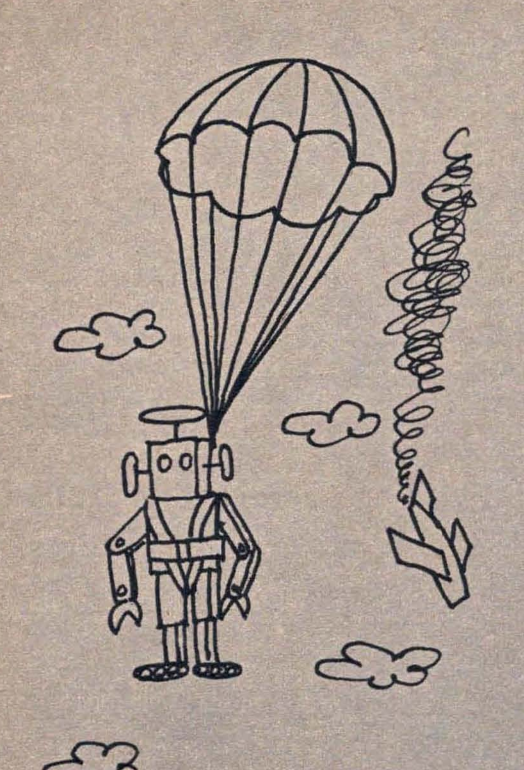


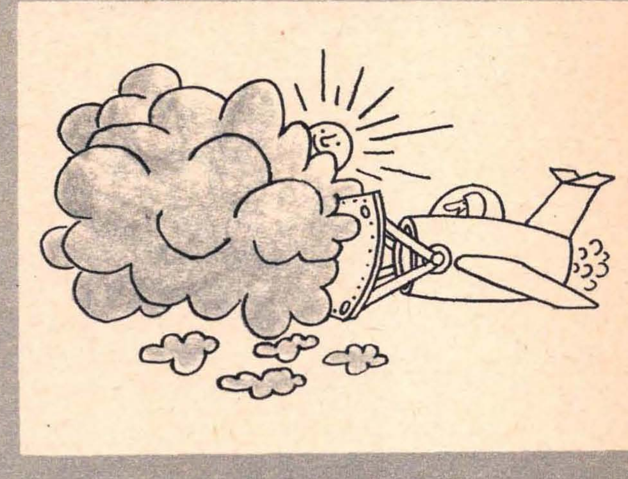
Professor Maetzig – auf der Suche nach einer jungen, hübschen und begabten Sportlerin für sein „Mädchen auf dem Brett" – Anfang 1966 eine Schauspielerin. Der Abschied vom Sport fiel Christiane nicht leicht.

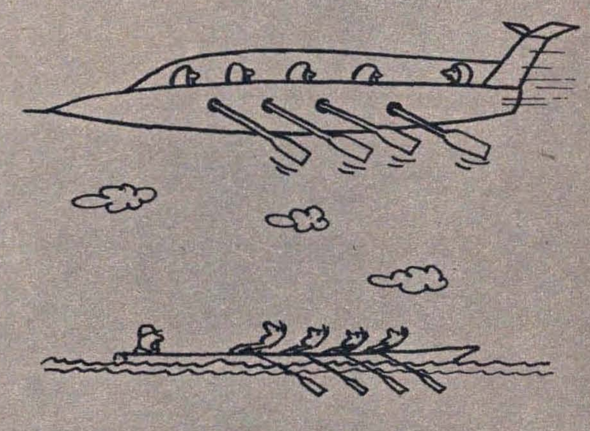
„So verlockend das Angebot des Professors auch war, hätte mich nicht eine böse Schulterverletzung gezwungen, mit dem Springen aufzuhören, ich hätte abgelehnt."

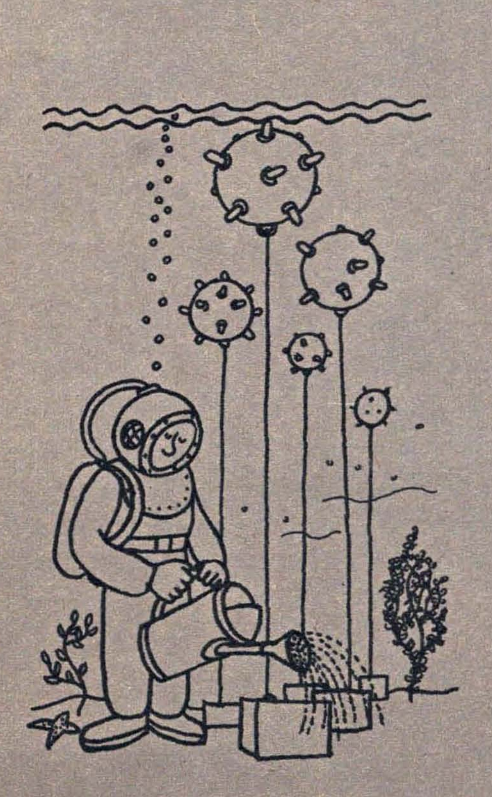
Dabei war ihr bestimmt nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einmal Vize-Europameisterin im Kunstspringen (1962 in Leipzig) und Fünfte einer Olympiade im Turmspringen (1964 in Tokio) werden würde. Zwar lernte sie – achtjährig – allein schwimmen, aber vorm Sprung vom Beckenrand hatte sie Angst, bis sie der Schwimmlehrer einfach hineinschubste. Einem Sprung ins unbekannte Wasser glich auch ihr Filmdebüt. „Aber es ging besser als ich dachte. Und alle halfen mir ja. Vor allem Professor Maetzig – ohne ihn hätte ich es kaum geschafft – aber auch die Schauspieler Günter Grabbert, Monika Woytowicz, Norbert Christian, Hanjo Hasse, Klaus Piontek."

Die letzte Klappe war kaum gefallen, da ging die Filmarbeit für Christiane schon weiter. Nun aber von der Pike an – Studium an der Filmhochschule in Potsdam. *Günther Wirth*



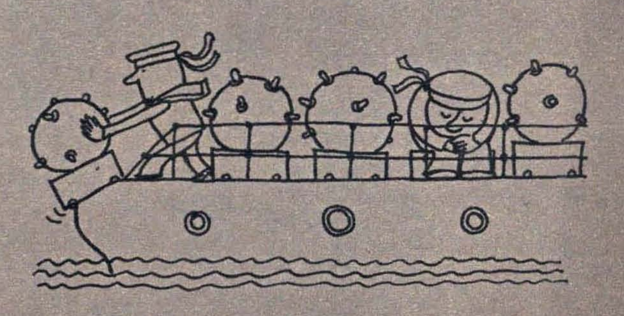






LUFT-MINEN

VON PAUL KLIMPKE



Index 31036

